Nr. 114 — Jahrgang 14 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 19. Mai 1929

Volkswille

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Anzeigenpreis: 1/64 Seite 3.75, 1/32 Seite 7.50, 1/16 Seite 15.—, 1/8 Seite 30.—, 1/4 Seite 60.—, 1/2 Seite 120.—, 1 ganze Seite 240.— Zloty. Familienanzeigen und Stellengesuche 20% Rabatt. Anzeigen unter Text, die 3 gespaltene mm Zeile 0.60 Zl. von außerhalb 0.80 Zl. Bei Wiederholungen Rabatt.

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 31. 5. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kościuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Geist der Werbung — Geist der Freiheit!

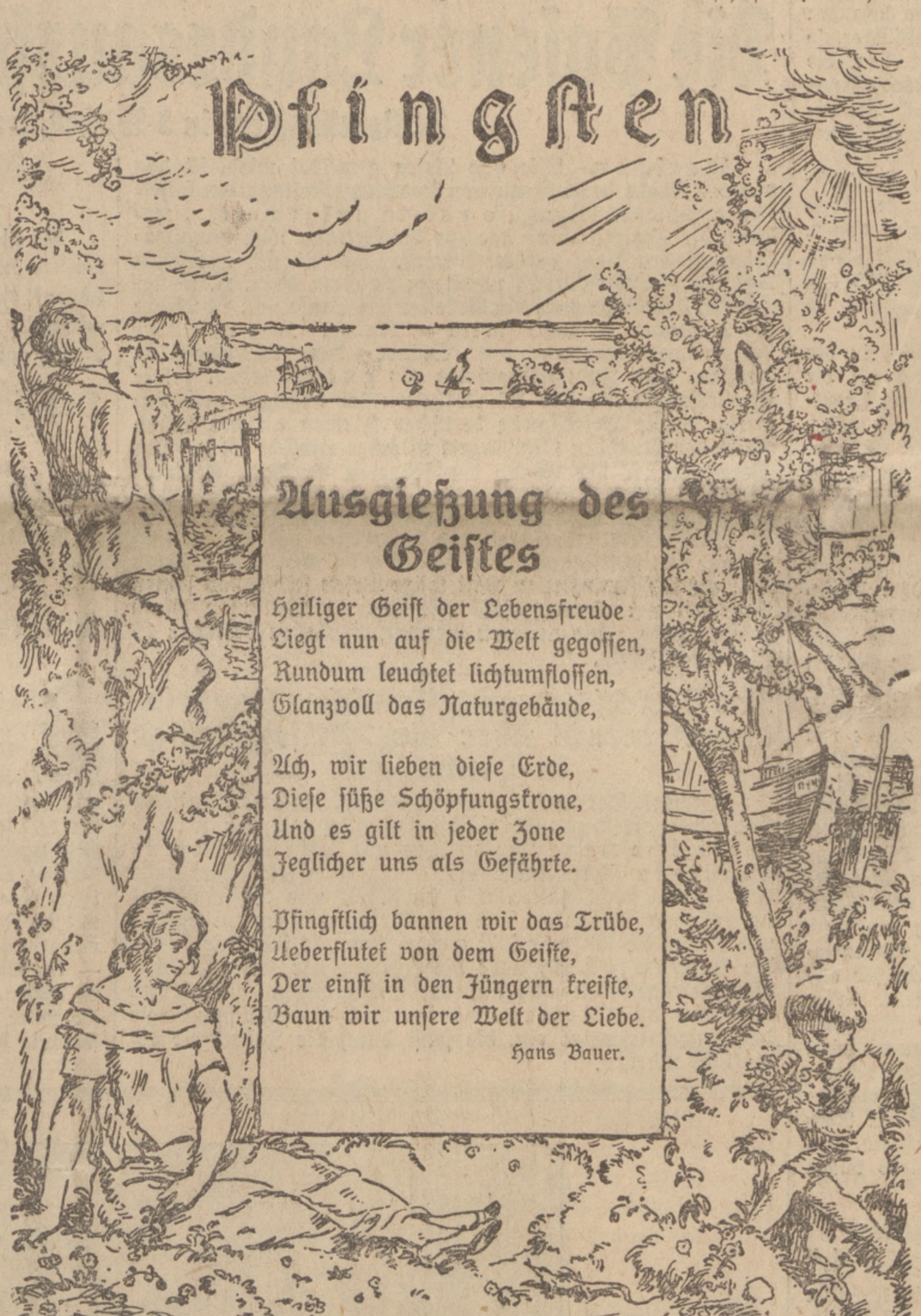
Die sogenannte Apostelgeschichte erzählt, daß einige Wochen nach „Christi Auferstehung" die Jünger wieder beisammen waren und auf die Wiederkehr des Meisters warteten. Und er erschien als Geist in Gestalt flammender Zungen, damit sie hinausgingen und die Botschaft der Nächstenliebe und der Befreiung der Menschheit verkünden sollten. Seit über zweitausend Jahren wird nun der Menschheit diese Nächstenliebe gepredigt, aber nicht etwa in dem Sinne, wie es der Meister Christus verkündigt hatte, sondern in der Form, wie es jeweils der Kirche als Nachfolgerin des Gottessohnes auf Erden gerade in die Verhältnisse paßt. Zugegeben, daß es Einzelne gibt, die wirklich aus innerster Ueberzeugung dieser heiligen Idee nachzuleben versuchen, so ist doch die Religion im Zeitalter der kapitalistischen Weltordnung nichts anderes, als eine gehorsame Dienerin der herrschenden Klassen. Als Idee in den Uranfängen eine Botschaft neuer Menschwerdung, ist sie mit den Jahren ein politisches Geschäft geworden und dienet jedem, der ihr eben nach besten Formen zuträglich ist, speist gern vom Staatssäckel und erhält das brave Volk im Glauben, daß seine Heimat nicht von dieser Welt ist, hier hat es nur zu gehorchen und den Herrschenden untertan zu sein, denn dafür wartet ihrer das Himmelreich. Diese Kirche, die an alte heidnische Gebräuche ihre Traditionen knüpft, sie hat nichts Gemeinsames mit der Idee des ersten Revolutionärs, wenn er je wirklich gelebt hat. Denn die ganze Geschichte des Lebens Christi ist ja nichts anderes als ein schönes Märchen, welches man für die Leidenden zusammengebaut hat, um ihnen für das jämmerliche Erdendasein eine bessere Zukunft zu verheißen.

Christus war den Herrschenden der damaligen Zeit eine Gefahr und mußte um seiner Idee willen die Kreuzigung über sich ergehen lassen, obgleich er Gottessohn war, und es ist doch interessant, daß die heutigen Machthaber gleichfalls der Wahrheit wegen manchen Künder einer befreienden Idee im Kerker untergehen lassen, nur, weil ihnen die Ideen „staatsumstürzlerisch" erscheinen. Und wie für Christus neue Kämpfer erstanden, so erstehen auch für die sozialistische Lehre neue Künder und dieser neue Geist ergreift die Welt, wie einst das Christentum die Menschheit in besseren Tagen, als es noch die Religion der Armen und Unterdrückten war. Die Apostel sollten hinaus in alle Länder, um für die sittliche Idee des neuen Glaubens zu werben, in welchem es keinen Unterschied zwischen Herr und Knecht geben sollte, für beide war das gleiche Himmelreich offen. Aber die Besitzenden merkten bald die Gegensätze und die Lehrer des Christentums kehrten bald zu der Formel zurück, daß der Knecht nicht Mensch werden soll, sondern wer Knecht ist, soll auch Knecht bleiben. Und wir erinnern in diesem Zusammenhange an die schönen Worte, daß der Mensch nicht nach Schätzen jagen soll, die Rost und Motten fressen. Aber sehen wir die Kirchenpaläste, sehen wir die Pracht und Verschwendung, die hier betrieben werden, so offenbart sich das wahre Gesicht dieses Christentums, welches sich heut ganz in den Dienst der besitzenden Klassen gestellt hat.

Seit zweitausend Jahren schmachtet die Menschheit unter dem Joch des Kapitalismus und die Kirche, die da von einem Pfingstgeist spricht, dienet ihm willig, weil er ja seine Schäflein gut entschädigt und schließlich sorgen auch die Aermsten unter den Armen, daß die Peterpfennige fließen. Weil eben diese christliche Religion weder die Befreiung, noch die Nächstenliebe brachte, mußte das Proletariat nach anderen Formen der Befreiung suchen und sie fand sie in der wissenschaftlichen Lehre des modernen Sozialismus, die jene Grundsätze der Nächstenliebe und Befreiung der Menschheit bringen will, welche schon Christus verkündigt haben soll, die aber seine Nachfolger nicht verwirklicht haben, sondern sich willig in den Dienst der Herrschenden stellten. Nichts ist einfacher, als den Herrschenden dienstbar zu sein, es bringt was ein und die Beschäftigung mit dem Proletariat schafft doch nur ewig Unzufriedene, wie die Kirche so schön vom Sozialismus zu berichten weiß. Aber während die Kirche ihre Schäflein zurückhält und die Ansicht vertritt, daß Aufklärung eine gefährliche Waffe gegen die Kirche und die Religion sein könnte, sagen wir Sozialisten es offen heraus, daß diese Schätze der Erde nicht nur für einen Teil der Menschheit bestimmt sind, sondern, daß sie Alle Anteil an ihnen nehmen können, wenn sie begreifen, daß die politische Machteroberung ihnen volle Gleichberechtigung schaffen kann. Und wir wollen, daß die Menschen gleich sind, daß kein Unterschied besteht, ob Direktor oder Arbeiter, ob Gutsherr oder Landwirt, ob Minister oder Beamter, alle sollen gemeinsam für das Los der Gemeinschaft schaffen, keiner soll sich untertänig fühlen dem anderen, denn von Natur aus sind alle Menschen gleich, und nur die Gesellschaft macht aus ihnen Herren und Knechte.

Wir sind im Zeitalter des Kapitalismus sehr weit davon entfernt, irgend einen Pfingstgeist zu fühlen. Auch die Feiern der Kirchen sind nur Formsachen, denn dieselben Christen, die an einen und denselben Gott glauben, werden zu Hyänen, wenn es sich nur um Christen anderer Sprachen handelt. Wir sehen ja in Oberschlesien ein gutes Beispiel, wie die Christen polnischer Sprache auf ihre Brüder deutscher Sprache losziehen und diesen Haß läßt ein und derselbe Gott zu, weil es eben Menschen sind, Produkte des heutigen Nationalismus, der trotz der tausendfachen Betonung ihres Christentums eben die Idee der Nächstenliebe am wenigsten gelten lassen will. Gewiß wird man uns entgegenhalten, daß das doch nur Einzelerscheinungen sind, aber leider bestätigen sie die Regel. Und diese erzbraven Katholiken sind auch gern bereit, Andere als nationale Verräter zu stempeln, wenn sie ohne Religion den Geist der Brüderlichkeit und den Geist der Nächstenliebe ohne Unterschied der Sprache anstreben. Und wie wenig dieses Lippenchristentum wert ist, dafür gibt es Zeugnisse genug. Man hat ja gerade wieder in Oberschlesien den Religionsunterricht sogar in die Fortbildungsschule eingeschmuggelt, aber der Haß, der da von den Lehrern ausstrahlt, ist dieses Christentums durchaus würdig, der geneigt ist, den Nationalismus in Reinkultur zu fördern, wenn es Andersgesinnte sind. Und wie viele Beispiele ließen sich da aus dem praktischen Leben erbringen, die so kraß Religion in Theorie und Praxis demonstrieren. Wir begnügen uns mit der Feststellung, daß wir nicht Gegner der Religion sind, wie sie in der Lehre Christi verkündigt liegt, sondern Gegner jener Idee, die aus dieser Lehre ein politisches Geschäft gemacht hat und auch alle Zeiten machen wird, solange sie Religion der Armen im Dienste der Besitzenden bleibt.

Die kapitalistische Welt zeigt auf Schritt und Tritt die Verhöhnung dieser christlichen Lehren, Armut und Not auf der einen Seite, Ueberfluß und Prassertum auf der anderen und doch dienet diese Kirche dem „christlichen besitzenden System." Wir unterstreichen, daß nicht die Sozialisten den Wert der Religion untergraben, sondern die Kirche selbst, die da so predigt und anders handelt, wenn es sich um die bewußten Schätze handelt, die Rost und Motten fressen. Das Proletariat kann von der Kirche nie seine Befreiung erwarten. Darum muß es den Pfingstgeist aufnehmen, ihn, was Wahres in ihm steckt, der Menschheit zeigen und die Werbung nach neuen Ideegängern unternehmen, damit jener Pfingstgeist Wirklichkeit werde, der den Jüngern Christi in Gestalt flammender Zungen zuteil wurde. Waren die Ideen des Verkünders des Christentums geradezu umstürzlerisch, so tragen wir Sozialisten bewußt die Fahne der Umgestaltung, tragen das rote Banner voran, als Symbol unserer Zukunft. Wir Sozialisten werden uns nicht daran stoßen, welcher Religion irgend ein Mensch angehört, sondern darum, ob er eine bessere Zukunft auf dieser Welt haben wird. Wir haben die Demokratie erkämpft und die Volksrepubliken schaffen helfen, wir haben immer wieder bessere Lebensexistenz und mehr Freiheit gefordert und haben immer die Wissenschaft in den Dienst der sozialistischen Bewegung gestellt, haben Gewalt verurteilt, gleichgültig, von welcher Seite sie kommt, weil wir der Ansicht sind, daß geistige Aufklärung am ehesten zum Siege führt. Und an diesem Pfingstgeist unserer Idee werden wir festhalten, bis unser Ziel erreicht ist. Wir sind die wahren Erben der Idee der Menschheitsbefreiung und in diesem Geiste feiern wir Pfingsten. Nicht als Kirchenfest, sondern als eine Idee der Werbung um den neuen Geist, um den Geist der Menschheitsbefreiung aus kapitalistischem Joch. Denn alle Menschen sind Schwestern und Brüder und nur die fortschreitende kapitalistische Gesellschaftsordnung hat sie in Sklaven und Herren geschieden. Und diese Ungleichheit muß ausgetilgt werden, sie wird es, wenn die sozialistische Idee siegt. —ll.



Ausgießung des Geistes

Heiliger Geist der Lebensfreude
Liegt nun auf die Welt gegossen,
Rundum leuchtet lichtumflossen,
Glanzvoll das Naturgebäude,

Ach, wir lieben diese Erde,
Diese süße Schöpfungskrone,
Und es gilt in jeder Zone
Jeglicher uns als Gefährte.

Pfingstlich bannen wir das Trübe,
Ueberflutet von dem Geiste,
Der einst in den Jüngern kreiste,
Baun wir unsere Welt der Liebe.

Hans Bauer.

Wiederaufnahme der polnisch-deutschen Verhandlungen

Hermes fährt nach Warschau — Die Auslegung des Liquidationsrechts — Wird der Völkerbund angerufen?

Berlin. Die Verhandlungen, die Dr. Hermes vor kurzem in Warschau über den deutsch-polnischen Handelsvertrag, besonders über einige Spezialfragen, die mit dem geplanten Viehausfuhrsyndikat zusammenhängen, geführt hat, sind vor 14 Tagen unterbrochen worden, weil Dr. Hermes an der Wirtschaftstagung in Genf teilnehmen mußte, auf der es dann zu einer Auseinandersetzung mit dem polnischen Vertreter Gliwic gekommen ist. Dr. Hermes wird nun voraussichtlich am 27. und 28. d. Mts., also kurz nach Pfingsten nach Warschau zurückkehren. Auch die Veterinärkommission, die schon während der letzten Verhandlungen getagt hat, wird ihre Arbeiten wieder aufnehmen. Es ist aber in Aussicht genommen, die Verhandlungen jetzt über den engen Rahmen, den sie vor 14 Tagen hatten, zu erweitern und wieder zu tatsächlichen Delegationsverhandlungen auszubauen. Auch der deutsche Gesandte in Warschau, Ullrich Rauscher, wird voraussichtlich Berlin in diesen Tagen wieder verlassen, um auf seinen Posten zurückzukehren, nachdem er hier sehr eingehende Besprechungen über die Frage der polnischen Liquidationen gehabt hat. Man kann wohl annehmen, daß die deutsch-polnischen Handelsvertragsverhandlungen, die Rauscher mit polnischen Amtsstellen in der Liquidationsfrage führen wird, einen gewissen Zusammenhang miteinander haben. Es kann unmöglich eine für die Handelsvertragsverhandlungen günstige Atmosphäre in Warschau geschaffen werden, wenn Polen gleichzeitig seine Liquidationspolitik fortsetzt. Bei dieser Gelegenheit muß einmal darauf aufmerksam gemacht werden, daß zu den Aufgaben des Völkerbundes auch die gehört, die Ausführung der Friedensverträge zu überwachen. Die Polen leiten das Recht zu Liquidationen aus dem Artikel 297 des Versailler Vertrages her, geben diesem Artikel aber eine Auslegung, die — zumindest nach deutscher Auffassung — rechtlich nicht zu halten ist. Es liegt also der Gedanke nahe, daß sich bei einem unbefriedigenden Ausgang der deutsch-polnischen Besprechungen in dieser Angelegenheit die Reichsregierung an den Völkerbund wenden wird, um diesen zu einer maßgebenden Auslegung des polnischen Liquidationsrechtes zu veranlassen.



Lilli Lehmann gestorben

Die große deutsche Sängerin Lilli Lehmann ist am Donnerstag, 81 Jahre alt, in ihrer Villa in Berlin-Grunewald nach kurzer Krankheit gestorben. Sie hat sowohl auf der Opernbühne wie im Konzertsaal unvergleichliche Triumphe gefeiert; in besonderer Erinnerung bleiben die von ihr verkörperten Wagnerschen Operngestalten.

„Graf Zeppelin" in Toulon notgelandet

Friedrichshafen. Nach einer Meldung erfolgte die Landung des „Graf Zeppelin" auf dem Flughafen Cuers bei Toulon um 20,45 Uhr. Wie der Friedrichshafener Vertreter der Telegraphen-Union erfährt, begibt sich Dr. Dürr vom Luftschiffbau Zeppelin in Begleitung von Professor Milarch-Bonn nach Toulon. Vom Luftschiffbau „Zeppelin" war die Lage des Luftschiffes während der ganzen Sturmfahrt am Freitag nachmittag zuversichtlich beurteilt worden. An Bord befanden sich bekanntlich außer Dr. Eckener mehrere Luftschiffführer, so Kapitän Lehmann, Flemming und von Schiller, die schon während des Krieges wiederholt mit schwerbeschossenen und schwerbeschädigten Luftschiffen von Frankreich nach Deutschland zurückgekehrt waren, also in der Handhabung eines schwerbeschädigten Luftschiffes große Erfahrung besitzen.

Auf dem Flugplatz Cuers befinden sich mehrere Luftschiffhallen, von denen eine auch die „Dixmuiden" beherbergte. Diese Halle wäre auch imstande, den „Graf Zeppelin" aufzunehmen, vorausgesetzt, daß man den Puffer an der Gondel abmontiert. Auch steht in Cuers erfahrenes Personal zu einer Landung.

Nach der Landung

Toulon. „Graf Zeppelin" ist, wie bereits gemeldet, in der Flugzeughalle von Cuers-Pierrefeu wohlgeborgen, die früher zur Unterbringung des auf Reparationskonto an Frankreich gelieferten Zeppelinluftschiffes „Dixmuiden" gedient hatte. Schon viele Stunden vorher hatte sich in Toulon die Nachricht wie ein Lauffeuer verbreitet, daß das französische Luftfahrtministerium dem „Graf Zeppelin" den Rat gegeben hatte, eine Landung bei Toulon zu versuchen. Alles was sich irgendwie in Bewegung setzen konnte, verließ die Stadt und begab sich zum Flughafen hinaus. Bei dem klaren Abendhimmel konnte man den „Zeppelin" schon von weitem in langsamer Fahrt herankommen sehen. Die Militärverwaltung hatte eine ausreichende Anzahl von Soldaten zur Verfügung gestellt und auf dem Flugplatz aufgestellt, die genau unterrichtet waren, wie sie sich bei der schwierigen Landung zu verhalten hatten. Nach der glücklichen Landung drängten sich die Schaulustigen an das Luftschiff heran und konnten von den Absperrungsmannschaften nur mit Mühe zurückgehalten werden. Dr. Eckener zeigte sich beim Verlassen der Führergondel sehr gerührt über den Empfang, der ihm auf französischen Boden bereitet wurde und über das Entgegenkommen, das ihm von allen französischen Stellen, vom Luftfahrtministerium angefangen, bewiesen wurde. Die Teilnehmer an der Sturmfahrt des „Graf Zeppelin" machten aus ihrer Befriedigung keinen Hehl, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Viele waren infolge der Gemütsbewegung und durch die Anstrengungen der abenteuerlichen Fahrt stark mitgenommen, manche von der Seekrankheit befallen. Es wurde für alle noch in später Abendstunde ein Nachtlager bereit gestellt. Ueber die weitere Absicht Eckeners ist noch nichts bekannt. Eine Entscheidung wird davon abhängig sein, wie lange es dauern wird, die notwendigen Reparaturen an den Motoren vorzunehmen oder sie durch neue zu ersetzen. Ein Teil der Passagiere des Luftschiffes dürfte bereits im Laufe des Sonnabends die Rückreise über Lyon und die Schweiz oder über Paris antreten. Das Luftschiff dürfte, soweit zur Stunde feststeht, anscheinend keinen Schaden genommen haben.

Starkes Interesse der französischen Oeffentlichkeit am Schicksal des „G. Z."

Paris. Die französische Oeffentlichkeit hat mit lebhafter Anteilnahme den Verlauf der Fahrt des „Graf Zeppelin" verfolgt. Die Sachverständigenkonferenz, die seit Monaten das öffentliche Interesse ausschließlich in Anspruch nimmt, ist trotz der schweren Krisis, die sie im Augenblick zu überwinden hat, stark in den Hintergrund getreten. In allen öffentlichen Lokalen war das Schicksal des „Graf Zeppelin" bis zum späten Abend das einzige Unterhaltungsthema. In den Theatern wurden von den Nachrichtenbüros die neuesten Meldungen auf dem Vorhang in Lichtschrift gezeigt. Ueber die glückliche Landung in Toulon erfuhr das Pariser Publikum am Freitag abends jedoch keine Einzelheiten mehr, da die Abendblätter längst vorher erschienen waren. Erfreulich war die Feststellung, daß politisches und nationalistisches Empfinden völlig zurücktrat und die rein menschlichen Gefühle für das drohende Schicksal der kühnen deutschen Fahrer durchbrachen. Auf der deutschen Botschaft erhielt man die Mitteilung von der Landung kurz vor 10 Uhr. In der deutschen Kolonie verbreitete sich die Nachricht in der 10. Abendstunde mit Windeseile. Von Haus zu Haus sprach man sich das frohe Ereignis zu. Die deutschen Landsleute empfanden in diesen kritischen Stunden erneut, wie stark sie mit der Heimat in ihrem Herzen verbunden waren.

Das Explosionsunglück in Cleveland

London. Die Zahl der Toten des Krankenhausunglücks in Cleveland ist auf 125 Personen gestiegen. Zwei weitere Opfer liegen im Sterben. Unter den Toten befinden sich sechs Aerzte des Staatlichen Krankenhauses, unter ihnen einer der Gründer, Dr. Phillips. Der Grund, weshalb die Röntgenfilme explodierten, ist nach wie vor ein Rätsel.

Baldwins Sohn Wahlkandidat der Arbeiterpartei

London. Die Arbeiterpartei hat den Sohn des Ministerpräsidenten Baldwin, Oliver Baldwin, für den Wahlkreis Dudley als Kandidaten aufgestellt.

Die Posener Landesausstellung gefährdet

Fertigstellung erst in 3 Wochen, trotz der Eröffnung

Warschau. Wie aus Posen gemeldet wird, ist das ganze Gelände der allgemeinen Landesausstellung durch heftige anhaltende Regengüsse völlig aufgeweicht, wodurch die Fertigstellung der zur Ausstellung noch unvollendeten Hallen stark erschwert wird. Soweit sich übersehen läßt, ist die Ausstellung vorläufig zu etwa 60 v. H. fertiggestellt, doch hofft man die Arbeiten im Laufe von 14 Tagen bis 3 Wochen zu Ende führen zu können. Nach allseitiger Beurteilung werden die Stände des oberschlesischen Gruben- und Industriegebietes als gut bezeichnet. Die Ausstellungshalle der Minderheiten sei dagegen noch unfertig. Die Beteiligung deutscher Firmen an der Schau macht der deutschen Minderheit in jeder Hinsicht Ehre. Im übrigen drückt der Stand des früheren deutschen Gebietes der Landesausstellung den Stempel der Gediegenheit auf, wie sie etwa in Warschau unerreichbar gewesen wäre.

Das „ABC." berichtet, daß die Kosten der Ausstellung sich auf 100 Millionen Zloty belaufen würden. Den größten Teil an der finanziellen Last trägt Posen selbst, das seinen Haushalt um einen Zusatzkredit von 45 Millionen Zloty belastet habe. Die anderen Verwaltungskosten betragen 15 Millionen Zloty.

Der Bericht des amerikanischen Handelsdepartements über die Wirtschaftslage in Deutschland

Neuyork. Der neue Wirtschaftsbericht des amerikanischen Handelsdepartements beschäftigt sich auch mit der wirtschaftliche Lage Deutschlands und weist auf die ungünstigen Verhältnisse hin, die im ersten Vierteljahr das Uebergewicht hatten und im April und Anfang Mai unverändert anhielten. Der allgemeine Ton in Handel und Industrie sei zwar jetzt etwas fester als im März, aber die Ungewißheit über die Zukunft der Kriegsentschädigungsfrage stelle alle anderen Erwägungen zurück und dämme die Besserung in der Geschäftslage der Industriezweige ein, die sonst durch die Jahreszeit beeinflußt würden.

Die Sachverständigenkonferenz auf Sonnabend vertagt

Paris. Die Konferenz der alliierten Sachverständigen dauerte am Freitag von ½16 bis ½20 Uhr. Man vertagte sich hierauf auf Sonnabend vormittag. Wie von alliierter Seite mitgeteilt wurde, kamen dieselben Fragen zur Aussprache, die bereits am Donnerstag besprochen worden sind.

Der Schiedsvertrag zwischen Deutschland und der Türkei unterzeichnet

Berlin. Nach einer Meldung der „Vossischen Zeitung" aus Konstantinopel wurde am Freitag der Schiedsvertrag zwischen Deutschland und der Türkei von dem türkischen Außenminister und dem deutschen Botschafter Nadolny in Angora unterzeichnet. Der Vertrag heißt amtlich Schieds- und Vergleichsabkommen.

Entlarvung einer polnischen Paßfälscher-Bande

Dortmund. Der hiesigen Kriminalpolizei ist es gelungen, einer großen wohlorganisierten polnischen Betrügerbande auf die Spur zu kommen, die es sich zur Ausgabe gemacht hatte, Polen, die ohne Pässe waren, Aufenthalt- und Beschäftigungsmöglichkeit im deutschen Reich zu geben. Die Mitglieder der Bande, die in verschiedenen größeren Städten Deutschlands ihren Sitz hatten, besorgten neueintreffenden Landsleuten gegen erhebliche Summen Aufenthaltsgenehmigungen. Die Hauptbeteiligte, eine in Dortmund wohnende Polin, stand in Verbindung mit im Freistaat Thüringen amtierenden Bürgermeistern. Es ist nachgewiesen, daß die Beamten sich schwerer Urkundenfälschungen — ein Bürgermeister sogar der Paßvisenbestechung in mehr als 40 Fällen — schuldig gemacht haben. Der Hauptbeschuldigte hat sich unter dem Druck des Beweismaterials bereits zu einem Geständnis bequemt.



Der König von England wieder gesund

König Georg von England, der sich durch einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Bognor, einem kleinen Ort an der See, fast völlig von seiner schweren Krankheit erholt hat, kehrt jetzt nach Schloß Windsor zurück. — Unser Bild zeigt den Abschied des königlichen Paares von der Bevölkerung in Bognor.

Polnisch-Schlesien

Pfingstwölfe ...

Morgen haben wir Pfingsten. Das liebliche Fest, wie der Volksmund sagt. Irren wir uns jedoch nicht, so wird aus dem lieblichen Fest nichts werden. Zur Freude aller Landwirte gießt es nämlich kannenweise vom Himmel herunter. Der Regen ist gut, wir haben ihn notwendig. Aber nicht nur allein für die Landwirte, sondern auch für unsere Patrioten. Und darum soll es unseretwegen Wolkenbrüche geben, an den Tagen des lieblichen Festes.

Wir sind überzeugt, daß man in der Redaktion unseres braven Schwesterleins, der „Polska Zachodnia", anders denkt. Sicherlich glaubt man dort, daß der liebe Gott — dieser gute Mann soll übrigens in der letzten Zeit nur polnisch verstehen — für unsere herrliche Republik gutes, schönes Wetter bescheren wird. Scheint uns aber so, daß der liebe Gott doch nicht auf Polen sehr gut zu sprechen ist; denn, wie gesagt, mit dem lieblichen Fest wird es nicht viel werden. Ob das nicht darauf zurückzuführen ist, daß unsere Sanacja so unmoralisch ist? Schöne Sachen hört man nämlich von ihr. Wir weisen nur hin auf den Herrn Amtsvorsteher von Bismarckhütte. Kann sein, daß dieser Musterknabe von einem Sanacjamann den lieben Gott erzürnt hat. Weshalb macht man aber auch solche Dummheiten. Mit dem Paragraph 175 des Strafgesetzbuches spaßt auch der liebe Gott nicht.

Doch das will man in der „Polska Zachodnia" nicht einsehen. Verärgert sind die lieben Kollegen dieses von uns so hochgeschätzten Blattes. Ja, ja, und wenn man verärgert ist, dann macht man schon allerlei Dummheiten. — Dummheiten, die auf keine Kuhhaut gehen. Und eine solche Dummheit ist auch der schöne Artikel in der heutigen „Polska Zachodnia" über die „Volksbundowe wilki".

Unsere Ansicht über den Deutschen Volksbund dürfte den Herren in der „Polska Zachodnia" bekannt sein. Wir sind bestimmt nicht seine Freunde. Aber wir verkennen auch nicht, daß er doch sein Gutes an sich hat. Das jedoch nur nebenbei. Wie die Herren Kollegen dieses Blattes über diese Organisation denken, ist uns ja nicht unbekannt, ist uns übrigens auch schnuppe. Doch glaubten wir, daß man in seinen Ansichten auch anständig sein kann. Wir glaubten, daß man das auch in der „Polska Zachodnia" fertig bringt. Leider irrten wir. Eben dieser Artikel über die „Volksbundowe wilki" belehrt uns eines Besseren. Dieser Artikel ist unverschämt, frech und ausgezeichnet — dumm. Dafür stammt er aus der Feder eines Sanacjajournalisten. Was uns in dem elenden Elaborat lediglich interessiert, ist die unverschämte Behauptung, Kolporteure deutscher Zeitungen hätten bei ihrer Werbearbeit gleichzeitig die Bevölkerung beeinflußt, die Kinder für die deutsche Minderheitsschulen einschreiben zu lassen. Die „Polska Zachodnia" schreibt von deutschen Blättern, also im allgemeinen. Warum nennt sie jedoch die Kolporteure nicht? Warum nennt sie die Zeitungen nicht, für die die Kolporteure arbeiten?

Wir als deutsche Sozialisten haben es nicht notwendig, in dieser Art Propaganda für die deutsche Minderheitsschule zu machen. (Das besorgt die „Polska Zachodnia" für uns.) Wir arbeiten nicht mit Kleidungsstücken, Geld usw. Keineswegs haben wir es notwendig, polnische Methoden in Anwendung zu bringen. Das möge sich die „Polska Zachodnia" merken. Aber sie ist ziemlich dickfällig, wie alle dummen, frechen und unverschämten Zeitgenossen, und deshalb werden auch wir uns in Zukunft dementsprechend einstellen.

Noch etwas: Journalisten, die den traurigen Mut haben, einen Artikel zu schreiben a la „Volksbundowe wilki" sind für uns — Pressebanditen und Lumpen. — Das stellen wir fest. Ueberzeugt uns die „Polska Zachodnia", weist sie uns nach, daß irgendein Kolporteur unseres Blattes in der geschilderten Weise für die Minderheitsschule Propaganda gemacht hat, dann werden wir wissen, was wir zu tun haben.

Sonst aber verbieten wir uns diese Unverschämtheiten von landfremden Elementen. J. H.

Keine Freistellung vom Fortbildungsschulunterricht

Verschiedene Ernährer wenden sich an die Abteilung für Schulwesen und Volksaufklärung mit dem Ersuchen, ihre Söhne, welche sich in der Lehre befinden, vom Fortbildungsschulunterricht zu befreien. Sie begründen den sehr sonderbaren Antrag damit, daß verschiedene Lehrherren sonst nicht gewillt sind, ihre Söhne weiterhin in der Lehre zu behalten und drohen, diese zu entlassen. Es kann natürlich vorkommen, daß es noch unvernünftige Lehrherren gibt, welche die Erzieher durch ihr Ansinnen in eine gewisse Zwangslage versetzen. Demgegenüber muß bemerkt werden, daß der Arbeitsausfall, denn das dürfte wohl der springende Punkt sein, welcher durch den Besuch der Fortbildungsschule entsteht, die meisten Handwerksberufe bereits durch eine Verlängerung der Lehrzeit ausgeglichen haben. Durch eine Verfügung an die Schulleitungen wendet sich die Abteilung für Schulwesen (18. 5. 3073) energisch gegen das Auftreten der einzelnen Meister ihren Lehrlingen gegenüber und verweist auf die strafbaren Folgen, welche aus diesem Vorgehen erwachsen können.

Pfingstkonzert des 1. Kattowitzer Konzertorchesters im Redensaale, Königshütte

Am 2. Pfingstfeiertage veranstaltet das 1. Kattowitzer Konzertorchester, das bereits über einen Blaskörper vonn 40 Mann verfügt, um 4 und um ½8 Uhr 2 große Festkonzerte mit einem erlesenen Programm, unter anderem Opernfantasien aus Freischütz und Tiefland, Ouvertüren zu Carmen, Nebukadnezar, Rakoczy und Guarany. Die Konzerte werden von den Kapellmeistern Kirstein und Tschauner geleitet. — Von 10 Uhr an wird ein Gesellschaftstanz veranstaltet.

Schmuggel von polnischen Mädchen über die Grenze

Von der Kreuzburger Kommunalpolizei wurde ein aus Rosenberg kommendes Auto angehalten, in dem vier polnische Mädchen gefunden wurden, die kein Wort deutsch sprechen konnten. Die Mädchen hatten keinerlei Ausweispapiere mit sich. Nach den Ermittlungen sollte das Auto die Mädchen nach Breslau bringen, von wo sie die Weiterfahrt nach dem inneren Deutschland antreten wollten. Die vier Mädchen wurden dem Amtsgericht Kreuzburg zugeführt. Gegen den Autobesitzer ist Anzeige wegen Verdachtes des Menschenschmuggels erstattet worden.

Polnische Triumphe über die diesjährigen Schulanmeldungen

Vor zwei Tagen haben wir kurz auf die polnischen Presseberichte — es sind ja nur die Sanacjablätter — hingewiesen, die über die diesjährigen Schulanmeldungen kurze Berichte brachten und bereits von großen Erfolgen der polnischen Volksschule zu berichten wußten. Alle diese Berichte stammen von den polnischen Volksschullehrer, die doch zum größten Teil in dem Westmarkenverbande stecken. Die bisherigen Meldungen werden jeden Tag mit neuen Zahlen ergänzt und da das Interesse für die Volksschule bei uns sehr hoch steht, so geben wir die Resultate der Anmeldungen für die polnische Volksschule nach der zitierten Presse wieder. Die Möglichkeit einer Nachprüfung dieser Zahlen steht uns selbstverständlich nicht zu und erst später dürfte sich herausstellen, ob diese Meldungen auf Wahrheit beruhen oder ob sie nur ein Bluff sind und zur Einschüchterung der deutschen Arbeiter dienen sollen. Das Letztere ist eben nicht ausgeschlossen und daher sind diese Zahlen mit Reserve aufzunehmen.

	Schulpflichtige Kinder	davon der polnischen Schule angemeldet
Groß-Piekar	285	271
Zgoda	89	86
Brzesiny	125	118
Friedenshütte	378	311
Godullahütte	146	135
Orzegow	202	193
Blei-Scharley	292	240
Schoppinitz	255	242
Rosdzin	272	252
Gieschewald	147	135
Nickischschacht	134	117
Janow	115	107
Hohenlohehütte	188	168
Siemianowitz	883	804
Neudorf	571	501

Diese Zahlen müssen nicht auf Wahrheit beruhen und das Abweichungen vorkommen werden, geht schon daraus hervor, daß in Zgoda nach einer besonderen Zuschrift an die „Polska Zachodnia" angeblich nur ein einziges schulpflichtiges Kind der polnischen Volksschule nicht angemeldet wurde. Die obige Aufstellung sagt aber, daß drei Kinder der polnischen Schulen nicht angemeldet wurden.

Jetzt noch andere Vergleiche die ebenfalls interessant sind und die von nachstehenden Ziffern veranschaulicht werden. Den polnischen Volksschulen wurden in den Schuljahren nicht angemeldet:

	1927/28	1928/29	1929/30
Groß-Piekar	20	24	14
Zgoda	18	17	3
Brzesiny	17	22	7
Friedenshütte	90	79	67
Godullahütte	21	18	11
Orzegow	64	37	9
Schoppinitz	29	30	13
Rosdzin	32	35	20
Gieschewald	10	12	12
Nickischschacht	68	59	17
Neudorf	90	92	70
Siemianowitz	99	93	79

Diese Ziffer besagen, daß mit jedem Jahre die Zahl der Kinder in der polnischen Volksschule im Steigen begriffen ist, während die Zahl der deutschen Kinder in den Minderheitsschulen zurückgehe. Wäre es umgekehrt gewesen, so würde die „Polska Zachodnia" selbstverständlich die Zahlen nicht veröffentlichen. Doch beziehen sich diese Zahlen nur auf die Neuanmeldungen, da von Ummeldungen aus der Mehrheits- in die Minderheitsschule hier keine Rede ist. Sind die Zahlen richtig, so werden sie nach den Schulanmeldungen für die deutsche Minderheitsschule sicherlich von den Amtsstellen bestätigt, denn Erfolge pflegt man bei uns stets an die große Glocke zu hängen.

Vom Nationalismus zum Bestialismus

Nietsche hat das einmal gesagt und das stimmt genau, weil der Nationalismus den Menschen verblödet und aus ihm letzten Endes eine wahnsinnige Bestie macht. Die nationalistische „Erzeihung", wie sie hier bei uns von der „Polska Zachodnia" getrieben wird, verblödet das Volk ganz und gar. Zum Beweise wollen wir hier wortgetreu eine Zuschrift aus Schwientochlowitz in dem genannten Blatte vom 16. Mai wiedergeben, die die Verrohung der Gesinnung bei den Nationalisten so richtig kennzeichnet. Die Zuschrift trägt den Titel: „Etwas über den Boykott der polnischen Aufschriften in den Kinos." Wir lesen dort: „Mehrere verkappte Deutsche und Renegaten haben beschlossen, die Kinos, welche nur polnische Aufschriften führen, zu boykottieren. Da dieses Preußentum die Zirkulationskarten besitzt, so fahren sie in die Kinos nach Beuthen oder Gleiwitz. Da sie neben den Kinos auch die polnischen Tabakfabrikate boykottieren, so versorgen sie sich mit deutschen Zigarren und Zigaretten. Ich war Zeuge, als am vergangenen Sonntag abends in der Elektrischen eine Schar von Hakatisten, aus Beuthen kommend, sich mit deutschen Zigaretten traktierte und ihre Kinder aßen Bananen und Apfelsinen. Einer von diesen Deutschen, der mich auch als einen Deutschen (Pfui mit solchen Deutschen!) ansah, prahlte zu seinem Nachbar, daß an der Grenze ein solcher Andrang herrschte, daß die Zollbeamten nicht Zeit hatten, die Revision durchzuführen und seine Frau unter dem Hut eine Schachtel „Rarität" und er fünf Zigarren in den Socken versteckt mitgebracht hat. Es wäre angezeigt, daß das Zollamt sich vom Gedränge nicht abschrecken sollte, sondern die hakatistischen Passagiere, insbesondere die Hüte ihrer „Frauen" und die Socken einer gründlichen Revision unterziehen sollte."

So sehen also die polnischen „Volkserzieher" bei uns aus und die verlangen dann Achtung für sich von seiten der deutschen Minderheit.

Jetzt noch eine zweite Probe einer „edlen" nationalen Gesinnung. In Posen findet die polnische Allgemeine Ausstellung statt. Selbstverständlich wird auch die Ausstellung von Auslandsfirmen besucht, da trotz der Drosselung des Handels durch hohe Zölle und unerschwingliche Paßgebühren der Welthandel sich doch die Wege bahnt, weil er eben international ist. Nach Posen kommen also die Kaufleute aus England, Frankreich, Rumänien, Oesterreich und Deutschland. Klar ist es, daß diese Firmen ihre Schilder in ihrer Muttersprache beschreiben werden und daneben setzen sie zur besseren Orientierung auch die polnische Bezeichnung hinzu. Das wird so in der ganzen Welt praktiziert und anders kann es auch gar nicht in Posen sein. Hören wir also, was die „Polska Zachodnia" über die Firmenaufschriften zu berichten weiß. Sie sagt in ihrer Nummer vom 19. d. Mts., daß die Aussteller der mit Polen befreundeten Staaten an ihren Firmentafeln, wenn sie es wollen, zuerst die Aufschriften in ihrer Muttersprache setzen werden, d. h. in der englischen, französischen, rumänischen Sprache, und es versteht sich von allein, daß, falls die Exponate deutschen Ursprungs sind, so muß das in der polnischen Sprache bezeichnet werden. Also überall derselbe Wahnsinn, obwohl wir doch alle wichtigeren Maschinen aus Deutschland beziehen müssen. Braucht die Feuerwehr eine Spritze oder eine Kletterleiter, so müssen wir nach Deutschland gehen und dort bestellen, und mit allen anderen Fabrikaten ist es genau dasselbe.

Einführung des neuen polnischen Mitglieds des oberschlesischen Schiedsgerichts

Die feierliche Einführung des neuernannten polnischen Schiedsrichters, Professor Stelmachowski, beim Schiedsgericht Oberschlesien, findet am Mittwoch, den 22. Mai, mittags 12 Uhr, in dem Sitzungssaal des Schiedsgerichts in Beuthen statt.

Einführung des polnischen Sprachunterrichts an den höheren Schulen Deutsch-Oberschlesiens

Nach einer Verfügung des oberschlesischen Provinzialschulkollegiums und einem entsprechenden Ministerialerlaß soll nach Pfingsten an den höheren Lehranstalten für Knaben, an den Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen in den Städten Oppeln, Gleiwitz und Beuthen Hochpolnisch als wahlfreies Unterrichtsfach eingeführt werden. Der Unterricht soll in der Untertertia mit zwei Wochenstunden beginnen. Die Kurse sollen im allgemeinen 30 Teilnehmer haben. Wenn diese Zahl an einer Anstalt nicht erreicht wird, sollen Schüler anderer Anstalten evtl. auch der Mittelschulen hinzugezogen werden. Der Unterricht wird von Lehrkräften mit Lehrbefähigung für das Polnische erteilt. Mit Rücksicht auf die Fahrschüler sollen die Unterrichtsstunden möglichst in den Vormittag gelegt werden. Die Kosten des Unterrichts trägt, soweit es sich um staatliche Anstalten handelt, der Staat allein.

Kattowitz und Umgebung

Festnahme von drei Schmugglern.

60 Kilogramm Rosinen, sowie 10 Kilogramm Tabak unverzollt nach Polen eingeführt.

In der Nacht vom 15. zum 16. d. Mts. bemerkte ein Grenzbeamter in der Nähe der Zollgrenze bei Przelajka drei verdächtige Personen. Beim Anruf des Beamten versuchten die Schmuggler zu flüchten, konnten jedoch eingefangen werden. Den Arretierten, es handelte sich um die Eheleute Peter und Julianne Paluch und den Arbeiter Johann Biernacki wurden insgesamt 60 Kilogramm Rosinen, 10 Kilogramm Tabakwaren, sowie größere Mengen Apfelsinen und Feigen abgenommen und beschlagnahmt.

Kommunales aus Eichenau.

Nach einer längeren Ruhepause fand hier gestern eine Gemeindevertretersitzung statt. Trotz des Fehlens von 7 Gemeindevertretern konnte die Sitzung abgehalten werden. Allem Anschein nach sind schon etliche Gemeindevertreter amtsmüde geworden. Zur Beratung waren 10 Punkte. Angenommen wurde die Polizeiverordnung zum Verbot von Lastfuhrwerken und Lastautos auf der Aleja Niepoilloglosci. Als Delegierter zur Generalversammlung des Kreisfeuerwehrverbandes wurde Herr Pietrzyba gewählt. Ferner wurde ein Statut betreffs Vorschriften und Pflichten der Gemeindevertreter angenommen. Einem Antrag der Schuldienerin Schwidor der Schule II, um Erhöhung ihrer Entlohnung wurde stattgegeben. Der monatliche Bezug wurde von 60 auf 75 Zloty erhöht. Alsdann wurden 624 Zloty für zwei Gemeindebamte für nicht erhaltene Wohnungszulagen für das verflossene Jahr bewilligt. Ein Antrag des Kreisvorstandes des Zwionzek Harcerski um Gewährung einer Subvention zur Bestreitung der Kosten für eine Delegation nach England wurde abgelehnt. Dagegen erhielten die Eichenauer Harcerze 300 Zloty zum Verschicken ihrer Mitglieder nach den Sommerkolonien.

Ferner wurde die Genehmigung zum Bau eines Schuppens für Fuhrwerke erteilt, die weiteren Formalitäten betreffs des Baues wurden dem Gemeindevorstand übergeben. Nun kam ein wunder Punkt, Wahl einer Delegation zur Ausstellung nach Posen und Bewilligung der Kosten. Man einigte sich dahin, daß von jeder Fraktion ein Vertreter und der Gemeindevorsteher fahren werden. Es wurden gewählt von der deutschen Wahlgemeinschaft Herr Franz, von der polnischen Fraktion Herr Brala und von den Sozialisten Genosse Härtling. 160 Zloty wurden für jeden als Reisespesen bewilligt. Für die sangeslustigen Gemeindebeamten, die nächsten Monat zum allslawischen Sängerfest nach Posen fahren werden, wurden die Reisekosten von 184 Zloty bewilligt. Unter Verschiedenes wurde der Bau einer Parkanlage besprochen, welcher an der Kirche, wo die Georggrube ihre Kläranlage hatte, gebaut wird. Dort kommt auch das langersehnte Denkmal. Ferner gab Gemeindevorsteher Kosma bekannt, daß die ganze Reparatur an der Wasserleitung über 6000 Zloty verschlingen wird. Nach Erledigung kleinerer Fragen konnte Gemeindevorsteher Kosma die ganz ruhig verlaufene Sitzung um 7 Uhr schließen.

Arbeitsvermittelung in Groß-Kattowitz. Die Zahl der arbeitsuchenden Personen betrug im Monat April innerhalb der Großstadt Kattowitz 1211 und zwar laut der amtlichen Statistik des Arbeitslosenamtes. Von Arbeitgeberseite sind 481 freie Stellen für die Besetzung angemeldet worden. Tatsächlich war es aber möglich, 645 Beschäftigungslosen, davon 566 männlichen und 79 weiblichen Personen, eine Beschäftigungsmöglichkeit zu verschaffen. Am Ende des Berichtsmonats wurden in den Listen des Kattowitzer Arbeitsvermittelungsamtes 463 männliche und 103 weibliche Erwerbslose, zusammen 566 Arbeitslose geführt, unter denen sich 238 Bauarbeiter, 6 Erwerbslose aus der Holzbranche, 167 nichtqualifizierte Arbeiter, 8 Dienstboten bezw. Gutsarbeiter, 2 Lehrer, 102 Büroangestellte, 2 Techniker, 18 Handlungsgehilfen usw. und 23 Vertreter anderer Berufsgruppen befanden.

Die Gartenverwaltung liefert keine Balkonpflanzen. Es wird darauf hingewiesen, daß seitens der städtischen Gartenverwaltung an Private Blumen zum Bepflanzen von Balkons und Fenstern nicht abgegeben werden können und daher diesbezügliche Eingaben zwecklos sind. Es empfiehlt sich solche Bestellungen bei den Gärtnern bezw. in Blumenhandlungen aufzugeben. Die Gartenverwaltung bezieht zu einem Teil gleichfalls die erforderlichen Blumen und schmückt nur die Balkons und Fenster der städtischen bezw. amtlichen Gebäude.

Die städtische Schwimmanstalt. Durch den Magistrat in Kattowitz erfolgt bereits die Ausschreibung der Erdarbeiten für die anzulegende Schwimmanstalt auf dem Buglaschen Gelände in Kattowitz. Interessenten können ihre Offerten, die in verschlossenen Kuverts vorzulegen sind, bis zum 25. Mai, vormittags 12 Uhr, auf Zimmer 33, des städtischen Tiefbauamtes im Stadthaus, einreichen. Informationen werden auf Zimmer 28, werktäglich in der Zeit von 11 Uhr bis 1 Uhr erteilt.

Lose Bubenstreiche. Trotz der vielen Verwarnungen sind in der Grünanlage am Andreasplatz eine Anzahl Bänke, vermutlich von halbwüchsigen Jungen oder Mädels, beschädigt worden. Der Magistrat in Kattowitz wendet sich erneut an die Erwachsenen mit der Bitte, in den Grünanlagen solchem Treiben durch energisches Einschreiten Einhalt zu tun. Erwünscht ist Erstattung sofortiger Anzeige, damit eine exemplarische Bestrafung vorgenommen werden kann.

Die ausgepumpten Steuerzahler in Myslowitz

Langsam sieht selbst die Sanacja ein, daß die hohen Steuern das wirtschaftliche Leben bei uns ruinieren. Das gibt selbst die „Polska Zachodnia" in einer Zuschrift aus Myslowitz zu, nur zieht sie daraus nicht die richtigen Schlüsse.

In Myslowitz befindet sich bekanntlich ein Steueramt, das von allen Steuerzahlern gefürchtet wird. Dieses Steueramt ist von der Seite bekannt, daß es Arbeitslosen Vermögenssteuer vorgeschrieben hat, und jetzt in der letzten Zeit wurde dem Bettelmann Wesalek eine Umsatzsteuer in Höhe von 37 Zloty vorgeschrieben. Darüber, daß die Steuerzahler im Gasthaus beim Glas Bier plötzlich durch Steuerbeamte einer Leibesvisitation unterzogen werden, wollen wir heute nicht mehr schreiben, weil das in Myslowitz nichts mehr neues ist.

Zum Myslowitzer Steueramt gehören nachstehende Gemeinden: Myslowitz, Schoppinitz und Rosdzin, Eichenau, Brzenzkowitz und Brzezinka. Alle diese Gemeinden bezw. die Steuerzahler haben dem Steueramte in Myslowitz ihre Umsätze anmelden müssen, und diejenigen, die es versäumten, für die besorgt das die Schätzungskommission. Insgesamt betrug der zu besteuernde Umsatz im Myslowitzer Steuersprengel in dem Steuerjahr 1927/28 54 Millionen Zloty. Auf die Stadt Myslowitz entfällt von diesem Betrag 35 500 000 Zloty. Im Jahre 1928/29 betrug die Gesamtsumme des zu besteuernden Umsatzes nur noch 49 Millionen Zloty und auf Myslowitz entfällt davon nur 25 500 000 Zloty. Die zu besteuernden Umsätze in Myslowitz sind in einem Jahre um 10 Millionen Zloty zurückgegangen, oder um 39 Prozent. Das ist ein böses Vorzeichen, das viel zu denken gibt. In dem ganzen Steuersprengel ist der Umsatz zwar nur um 5 Millionen zurückgegangen und man tröstet sich damit, daß das vorübergehend ist. Tatsächlich ist der Umsatz in den Nachbargemeinden auch zurückgegangen und die Steigerung des Umsatzes in den Dorfgemeinden ist lediglich auf die Aktivierung der neuen „Centralna Targowica" zurückzuführen. Die Targowice liegt bekanntlich nicht in Myslowitz sondern in Slupna und gehört zu der Gemeinde Brzenskowitz. Davon kommt es, daß der steuerpflichtige Umsatz in den Dorfgemeinden eine Steigerung aufweist. Die „Centralna Targowica" macht große Umsätze und das rettet die Situation wenigstens nach außen hin. In Wirklichkeit gehen die Umsätze zurück. Das Handesleben stirbt ab, was der Teuerung und den hohen Steuern zuzuschreiben ist. Das geht aus den Steuerrückständen deutlich hervor. Im Jahre 1928 waren es 1200 Steuerzahler und 420 von ihnen, davon ²/₃ in Myslowitz, haben die Steuer in Raten gezahlt. Im Jahre 1927/28 waren 689 348 Zloty Rückstände verhanden und im Steuerjahre 1928/29 bereits 1 104 000 Zloty Rückstände. Der Exekutionsbeamte des Steueramtes ruiniert seine Gesundheit noch ärger als die Hüttenarbeiter in den Elektrolitwerken, in welchem mit Gasmasken gearbeitet wird und trotz alledem die Arbeiter an Vergiftungen zugrunde gehen. Schöne Zeiten erleben wir unter der Sanacja Moralna.

Königshütte und Umgebung

Höflichkeit ist eine Zier, doch...

Ich will zugeben, daß es nicht nett von mir war. Nämlich, daß ich gestern den Genossen Max, oder ist's doch der Karl gewesen? nicht gegrüßt habe. Aber darum braucht er nicht gleich zu erzählen, ich wäre eingebildet. Das bin ich nun ganz und gar nicht.

Im Gegenteil, ich will hier gerne bekennen, daß ich am liebsten, jeden Morgen allen Leuten, die ich kenne, die Hand geben möchte und ihnen alles Gute für den ganzen Tag und die nächste Woche wünschte. Ja, und es darf mich jeder mit „Du" anreden. Ueber das „Sie" bin ich sogar manchmal beleidigt. Aber verlange niemand von mir, daß wenn ich ihn im Laufe des Tages einmal sehe, ich dann gleich hinstürze zu ihm und ihm die Hand drücke, und bei ihm stehen bleibe, und er mir nichts zu erzählen hat, darüber nachsinne, was ich ihm wohl erzählen könnte und weil mir nichts einfällt, ihm schnell die Hand gebe und sage, da geht meine Bahn. Weil ich um der guten Ausrede willen jedoch nicht jedesmal 20 Gr. ausgeben kann, steige ich dann nicht ein und er denkt, ich habe ihn nur loswerden wollen (er hat ja recht, wenn er so denkt) und dann ist er mein Freund nicht lehr. Ach, wenn das nur das Schlimmste wäre. Wenn ich meine Bekannten sehe, wie gerne bleibe ich bei ihnen stehen, wenn ich Zeit habe, wie gerne nehme ich den Hut vom Kopfe, wenn ich einen aufhabe und wie gerne sage ich 'n Tag August oder Karl oder Wilhelm, wenn mir schnell genug einfällt, wie er heißt. Aber sehr oft ja, und da bin ich, wo ich hinwollte, sehe ich den Karl oder den August oder den Wilhelm oder die junge Genossin, die ich neulich mit Fritz zusammen sah und deren Namen ich nicht weiß, gar nicht. Obwohl ich genau in die Richtung blicke, in der sie die Straße bevölkern. Denn manchmal ist da ein Auto, von dem ich nicht gerne überfahren sein möchte, oder es kommt eine Straßenbahn, die ich gerne mitkriegen möchte, oder auch, ich denke, wie jetzt, darüber nach, wie ich die Sache mit Karl wieder einrenke, der ganz böse war darüber, daß ich ihn gestern nicht angesprochen habe. Manchmal denke ich auch weniger wichtige Sachen. Zum Beispiel, daß es ein Unsinn ist, so große Reklameschilder in so kleinen Straßen anzubringen, daß man die Genickstarre bekommt, wenn man sie sehen will. Und, daß man unbedingt auf die gefahrenumdrohte Straße treten muß, wenn man an denen, die sich Zeit nehmen, die Reklame genau und gründlich zu studieren, vorüber will. Oder ich mache mir Gedanken darüber, warum an den Straßenkreuzungen und Kurven, an denen in unserer Stadt die meisten Unfälle passieren, nicht Warnungsschilder angebracht werden, die sowohl Wagenlenker als auch Fußgänger, ehe sie unvorschriftsmäßig fahren oder an einer unerlaubten Stelle den Fahrdamm überschreiten, darauf aufmerksam machen, daß er aufpassen soll, wenn ihm sein Leben lieb ist. Ich für mein Teil habe mich längst daran gewöhnt, jedesmal, wenn ich den Fahrdamm betrete, nach allen Richtungen Ausschau zu halten, ob wo ein Auto kommt oder ein Radfahrer, die trotz ihrer Winzigkeit viel unangenehmer sein können als der schwerste Kraftwagen, wie ja auch die Flöhe viel lästiger sind als Ratten, obwohl die Ratten ganz gewiß keine angenehmen Gesellen sind, aber dabei kann es vorkommen, daß ich mal einen Freund oder guten Bekannten nicht sehe. Ich meine, es ist ja wohl auch besser, man sieht auf den Weg, als man sucht die Straßen ab nach guten Freunden, aber wenn man mir jedesmal böse sein will, wenn ich einen meiner guten Bekannten übersehe, dann werde ich mich wohl umstellen müssen. Wenn aber meine Freunde dann nächste Woche für einen Kranz sammeln müssen, dann werden sie sagen: so ist es mit seiner übertriebenen Höflichkeit, haben wir nicht immer gesagt, er soll vorsichtiger sein!

Also, wie soll ichs nun machen?

Der monatliche Unterhalt eines Kindes.

In Orzesche unterhält die Stadt Königshütte ein Kinder-Erholungsheim, wo allmonatlich, im Sommer und Winter, 40 Kindern Erholungskur geboten wird. Wenngleich zugegeben werden muß, daß bei solch bescheidenen Umständen die große Not, die sich hauptsächlich unter den Kindern der Arbeiterschaft verheerend bemerkbar macht, keineswegs beseitigt wird, so ist aber andererseits wenigstens ein kleiner Schritt zur Linderung getan worden. Und es ist um so erfreulicher, wenn man die staunenswerten Leistungen erfährt, die eine einzige Kur von 4 Wochen bei manchem Kinde auslöst. So sind ja Gewichtszunahmen von 3 bis 4 Kilo keine Seltenheit, die freilich kaum durch gute Luft erzeugt werden können. Erklären lassen sie sich ausschließlich insofern, als den unterernährten Kleinen bezüglich der Kost und Verpflegung eben das zuteil wird, was ihnen zu Hause infolge des kargen Einkommens vorenthalten bleibt. Es zeigt da eine Kostenaufstellung des Heims den Betrag pro Kind und 4 Wochen Aufenthalt. Er weist 164 Zloty auf, eine Summe also, mit der verschiedentlich sechs und siebenköpfige Familien einen ganzen Monat ihre Beköstigung und Unterhaltung bestreiten müssen. Was demnach der einfache Verdienst eines Familienvaters mit 4 bezw. 5 Kindern betragen müßte, bleibt zur Ausrechnung jedem selbst überlassen. Von vornherein ist aber klar, daß dann jeder Vater und jede Mutter bestrebt wären, aus sich heraus für eine gesunde Entwicklung ihrer Kinder zu sorgen. Und vor allem eine dauernde, es nützt natürlich nichts, wenn ein Kind durch 4 Wochen Gelegenheit hat, alles zu haben, um zu Haus die alte Not und Entbehrung anzutreffen, die

---

Der Höllendoktor

(Die Fortsetzung des weltberühmten Romans: „D[illegible] [illegible]ssion des Dr. Fu-Mandschu").

Von Sax Rohmer.

22)

Keine Antwort. Mein Gast lag auf dem R[illegible], halb außerhalb der Kissen, den Kopf in einem steifen Winkel zum Körper. Kraftlos hingen seine Arme herab; die Finger berührten den Teppich.

„Mein Gott," flüsterte ich, „was ist geschehen?" Ich schob ihn sanft aufs Lager zurück, musterte besorgt seine Züge. Sein mageres Antlitz, in dem die Backenknochen sich kantig abzeichneten, wirkte beinahe geisterhaft, und mit der sonst so unverwüstlichen Bräune seiner sonnverbrannten Haut mischte sich ein fahles Grau. Die Lippen dunkelten violett .... und an der dürren Kehle zeigten sich Würgeanschwellungen.

Gurgelnd begann er jetzt zu atmen, und ich unterstützte die mühsame Respiration mit den üblichen Mitteln, so daß er bald nach seinem entzündeten Hals tastete, den ein mörderischer Druck hatte abschnüren wollen. Geräusche aus dem Hausinneren gaben kund, daß nicht ich allein von den heiseren Schreien geweckt worden.

„Alles in Ordnung, alter Schwede!" beruhigte ich den leise Röchelnden.

Er öffnete die Augen — sie trieften wie blutunterlaufen — und warf mir einen geschwinden Blick des Erkennens zu.

„Alles in Ordnung, Smith!" wiederholte ich. „Nein — ruhig liegen bleiben vorläufig!" Rasch mischte ich am Toilettentisch ein erprobtes Belebungsmittel. Blaß und mit angstgeweiteten Augen erschien die Wirtschafterin auf der Schwelle.

„Es ist kein Grund, sich aufzuregen," beschwichtigte ich über die Achsel hin. „Herrn Smiths Nerven sind ein wenig überreizt — ein schwerer Traum mag ihn aufgeschreckt haben. Sie können wieder zu Bett gehen, Frau Newsome!"

Mein Patient schien einige Mühe zu haben, um den Inhalt des Glases, das ich an seine Lippen hielt, hinunterzuschlucken; aus der Art, wie er seine geschwollenen Drüsen betastete, stellte ich fest, daß sein Hals, den ich kräftig massiert hatte, ihn noch arg schmerzen mußte. Aber die Gefahr war vorüber, und schon begann der glasige Ausdruck seiner Augen sich zu verflüchtigen.

„Allmächtiger!" murmelte er. „Es ging um Haaresbreite! Ich fühle mich so hilflos wie ein junges Kätzchen."

„Die Schwäche wird sich geben. Ein Kollaps ist nicht mehr zu befürchten. Aber frische Luft brauchen wir!"

Ich schaute nach dem Fenster und dann wieder zu Smith zurück, der als Antwort auf meinen Blick ein Lächeln auf seine Lippen zwang. „Da ist nichts zu machen, Petrie!"

Seine Andeutung bezog sich auf die Beschaffenheit der Fenster. Trotz der drückenden Schwüle der Nacht öffneten sie sich nur ungefähr vier Zoll oben und unten, weil Eisenhaken, fest in den Rahmen geschraubt, jedes Höher- oder Tieferschieben verhinderten. Eine Vorsichtsmaßregel, die sich den raffinierten Kreaturen Fu-Mandschus gegenüber leider als wertlos erwiesen hatte. Ich entsann mich jenes Wesens, das in meinem Gedankenbild einer Federboa ähnelte, und sah dann auf die Würgespuren, die eisern zupackende Finger an Smiths Kehle hinterlassen hatten.

Reichlich ein Meter weit stand das Bett vom nächsten Fenster entfernt! Auch Smith schien sich mit diesem Problem zu beschäftigen. „Gott allein weiß es, Petrie!" raunte er kopfschüttelnd. „Kein menschlicher Arm konnte mich greifen!" —

An Schlafen war in dieser Nacht nicht mehr zu denken. In seinen Flauschrock gehüllt, hockte Smith in einem Sessel meines Arbeitszimmers, Kognak und Selters neben sich und — ungeachtet meines Verbots — seine alte Pfeife zwischen den Zähnen.

„Petrie," sagte er, indes seine Finger wieder seinen malträtierten Hals prüften, „das war ein verdammt knappes Entkommen!"

„Knapper vielleicht sogar noch, als du vermutest! Du warst schon hübsch blau, alter Freund, als ich dich fand..."

„Es glückte mir, die pressenden Finger während des Bruchteils einer Sekunde wegzuzerren und um Hilfe zu rufen. Es waren Finger aus Stahl!"

„Das Bett..."

„Ich hätte mich ihm nicht anvertraut, wäre es vom Fenster aus erreichbar gewesen. Doch da ich des Doktors Abneigung gegen geräuschvolle Methoden kenne, glaubte ich mich ziemlich sicher, solange einem mutmaßlichen Angreifer des Eindringen von außen verwehrt war. Aber es scheint beinahe, als habe Fu-Mandschu sich durch die verschraubten Fenster herausgefordert gefühlt. Zum Henker, Petrie. man kann bei solchem Wetter nicht in einem hermetisch abgedichteten Zimmer schlafen! Es herrschte eine burmanische Temperatur, und obwohl ich Tropenhitze recht gut vertrage, bringt mich sonderbarerweise die Londoner Glut körperlich herunter."

„Wegen ihrer Feuchtigkeit — leicht begreiflich! Aber du wirst künftig damit rechnen müssen. Nach Einbruch der Dämmerung müssen unsere Fenster völlig geschlossen sein, Smith."

Mein Freund klopfte am Kamin seine Pfeife aus, stopfte sie alsbald aufs neue, wobei etliche Teilchen des breitgeschnittenen Tabaks über den Teppich stäubten.

Grimmig hob er den Blick. „Petrie — die Hilfsmittel Dr. Fus sind keineswegs erschöpft. Bevor wir dieses Zimmer verlassen, müssen wir uns über einen gewissen Punkt schlüssig geworden sein. Was für ein unnatürliches Etwas hat diese Nacht seine Hand an meine Kehle gelegt? Mein Leben verdanke ich in erster Linie dir, altes Haus, aber zweitens dem Umstand, daß ich unmittelbar vor dem Ueberfall durch den Husten des Geschöpfes erwachte — durch seinen gemeinen, kreischenden Husten."

Ich warf einen Blick auf die Bücher in meinen Regalen. Oft genug hatten wir beim Nachspüren eines Verbrechens des chinesischen Doktors, dessen Genie auf die Gewinnung neuer, einzigartiger Mordmittel gerichtet war, in diesen wissenschaftlichen Werken Aufschluß erhalten. Wir wußten, daß er durch künstliche Züchtung eine Zwergart von Pilzen derart vergrößerte, daß sie ihm zu phantastischem Werkzeug für die Vernichtung von Menschenleben wurde. Seine Kenntnis gefährlicher Insekten fand nicht ihresgleichen, und ebenso wenig seine fabelhafte Beherrschung der Toxikologie überhaupt.

„Da haben wir einen Fingerzeig!" Nayland Smith wies auf eine kleine Aschenschale auf dem Tischchen neben sich. „Wie ich schon sagte, wurde ich von einem Hüsteln geweckt; dann folgte ein tödlicher Griff um meine Kehle, und instinktiv stießen meine Hände abwehrend gegen den Peiniger. Aber ich konnte ihn nicht fassen — kam mit nichts Greifbarem in Berührung. So krallte ich mich denn in die Finger, die sich in meine Luftröhre gruben, und bemerkte, daß sie klein und haarig waren. Es gelang mir, den ersten Hilfeschrei auszustoßen. Mit aller Kraft suchte ich dann nochmals die drosselnde Umklammerung zu lösen; schließlich vermochte ich wenigstens eine der Hände abzuschütteln, und ich rief zum zweitenmal, wenn auch weniger vernehmlich. Nun aber ward meine Kehle wieder erbarmungslos zusammengepreßt. Meine Kräfte erlahmten, doch riß ich wie ein Wahnsinniger an den dünnen, behaarten Armen des Würgenden. Blutroter Nebel schwamm vor meinen Augen; ich fühlte mich in einen brodelnden Strudel gewirbelt, bis endlich mein Bewußtsein schwand. Augenscheinlich aber hab' ich tüchtig meine Nägel gerührt — und hier ist die Trophäe!"

(Fortsetzung folgt.)

PFINGSTEN

Aus dem Russischen von Elsa Brod.

Lisaweta Nikolajewna Budjagina, die den stolzen Namen einer zweiten Hilfskraft des Sekretärs-Adjunkten führte, stand eines Tages am frühen Morgen auf und begab sich in das Birkenwäldchen, das an die Sommerwohnung angrenzte und das so stark frequentiert wurde, daß sich schon von weitem die leeren Flaschen und Papierreste auffallender bemerkbar machten, als die Bäume dieses Waldes. Dort brach sie einige Aestchen ab, trug sie heimlich, um von den Wirtsleuten nicht gesehen zu werden, in ihr Zimmer und befestigte sie an der Wand beim Fenster. Glücklicherweise waren so viele Löcher in der Wand, daß sie nicht einmal Nägel brauchte und die Zweige einfach nur in ein Wandloch stopfte.

Dann begann sie Toilette zu machen. Ihr Kleid war, wie es sich für den Pfingsttag ziemte, von weißem Batist, aber da es von Kleopatra Fedorowna und nicht von einer richtigen Schneiderin genäht war, so saß es, wie es dem Kleid selbst — nicht aber ihr paßte.

Freilich hatte ihr Kleopatra Fedorowna damals angeboten, das Kleid nach dem Modejournal zu nähen, aber da ihr Journal noch vom Jahre 1904 stammte, so zogen alle Kundinnen vor, es ihr anheimzugeben, das Kleid nach ihrem eigenen Geschmack zu nähen.

Zum Glück besaß Lisaweta nur einen ganz kleinen Spiegel, in den nur das eine Auge hineinsah und sie wußte nicht, was mit ihrem Rücken oder dem Gürtel vorging.

So lächelte sie denn auch freudig und toupierte sich lebhaft das Haar, daß es sich wie Schafwolle krauste.

Parfüm, das den Modedamen so viel Charme verleiht, besaß die zweite Hilfskraft nicht. Dafür aber eine stark aromatische Seife, deren Duft einen Nachts derart betäubte, daß man sie ins Vorzimmer schaffen mußte. Sie kostete nur 18 Kopeken und ohne weitere Faxen trug sie die Marke „Opoponach“.

Nachdem sie den Kaffee getrunken hatte, ging sie zum Gartentürchen.

Bald kamen die Sommerfrischler von der Kirche. Lisaweta Nikolajewna war traurig zumute, weil sie niemanden hatte, mit dem sie die Toiletten der Vorübergehenden hätte kritisieren können. Besonders stachelte sie der Anblick der Mädchen auf, die mit ihren Kavalieren einherschritten. Schmachtend rochen sie an ihren Sträuchen und Lisaweta Nikolajewna dachte:

Wie Enten steckt ihr eure Schnäbel in die Blumen und doch wird es euch nicht gelingen, jemanden zu bezaubern!

Im Nebengärtchen erschien Kleopatra Fedorowna, hob das Kleid über den gestärkten Unterrock empor und setzte sich auf die Bank.

Lisaweta war es peinlich, noch länger hier bei der Gartentür stehen zu bleiben. Die freche Person hätte sie fragen können, auf wen sie da warte.

Sie ging wieder in ihr Zimmer und warf sich aufs Bett. Es wäre ja sehr angenehm gewesen, hier liegen zu bleiben, wenn nicht gerade Pfingsten gewesen wäre. Pfingsten hatte man sich zu amüsieren und sich nicht herumzuwälzen. So ging sie wieder zur Gartentüre zurück. Sie stand eine Weile da und wartete. Die Landstraße war leer, alles ging weiter hinaus zum See.

Lisaweta Nikolajewna pflückte Vergißmeinnicht und steckte das Büschelchen in den Gürtel. Und es gefiel ihr, wie sie so ganz schlank und weiß dastand mit den Blumen im Gürtel. Sie lächelte und rief Kleopatra Fedorowna zu: „Ein Herr aus der Stadt kommt wahrscheinlich heute heraus zu mir. Alexander Eduardowitsch.“

Aber die Schneiderin wunderte sich nicht und freute sich nicht, meinte vielmehr nach kurzem Schweigen: „Und wir haben heute schon dreimal Kaffee getrunken. Ich bin eine große Kaffeeschwester und besonders, wenn es viel Sahne gibt! Mama war heute in der Kirche und hat ein Pfingstbrötchen gebracht, das haben wir zum Kaffee verspeist.“

Während sich Lisaweta Nikolajewna der Sprechenden näherte, erblickte sie plötzlich ihr Bild in einer dunklen Fensterscheibe des Häuschens. Nach langer Zeit sah sie sich hier in voller Lebensgröße: Ihre Gestalt war plump und das Sträußchen ein kleines schmutziges Nichts, gar nicht blau, denn die Blüten waren verschrumpft und welk. Mit einem Wort ein hoffnungsloser Anblick! „Nein,“ sagte sie plötzlich mit zitternder Stimme: „Es war ein Scherz. Heute kommt niemand mehr.“ Und sie ging mit schief gesenkten Schultern ins Haus. Wieder legte sie sich hin und dachte nach.

Was ist denn geschehen? Gar nichts. Er hat es ja eigentlich gar nicht bestimmt versprochen. Ich lud ihn ein und er sagte: „Dank schön!“ Und es ist nichts Beleidigendes dabei. Manchmal veranstalteten angesehene und reiche Leute ein Fest und viele der Eingeladenen kommen nicht. Und niemandem fällt es ein, sich beleidigt zu fühlen. Wenn ich heute zwanzig Menschen hierher geladen hätte, ich würde es gar nicht merken, daß der eine fehlt. Es ist ja auch noch sehr früh. Wer kommt denn so zeitig. Er hat sicher gemeint, daß ich ihn für den Abend einlade.

Da sie nun darauf gekommen war, wie sich die Sache im Grunde verhielt, sprang sie freudig auf und ging wieder in den Garten hinaus. — Die Sommerfrischler waren schon von ihrem Spaziergang zurück und tranken in den Nachbargärten ihren Tee. Von allen Seiten tönte lautes Lachen und Gespräche.

Wie banal die sind, dachte Lisaweta Nikolajewna, da sprechen sie irgend welchen Unsinn.

Sie hätte nicht geschwatzt.

Sie hätte ihn unterm Arm genommen und dann wären sie beide auf die grüne Wiese im goldenen Sonnenschein dahingeschritten.

Ein Briefträger kam und übergab ihr zwei Briefe. Der eine für die Wirtin, der andere für sie, Fräulein Budjagina.

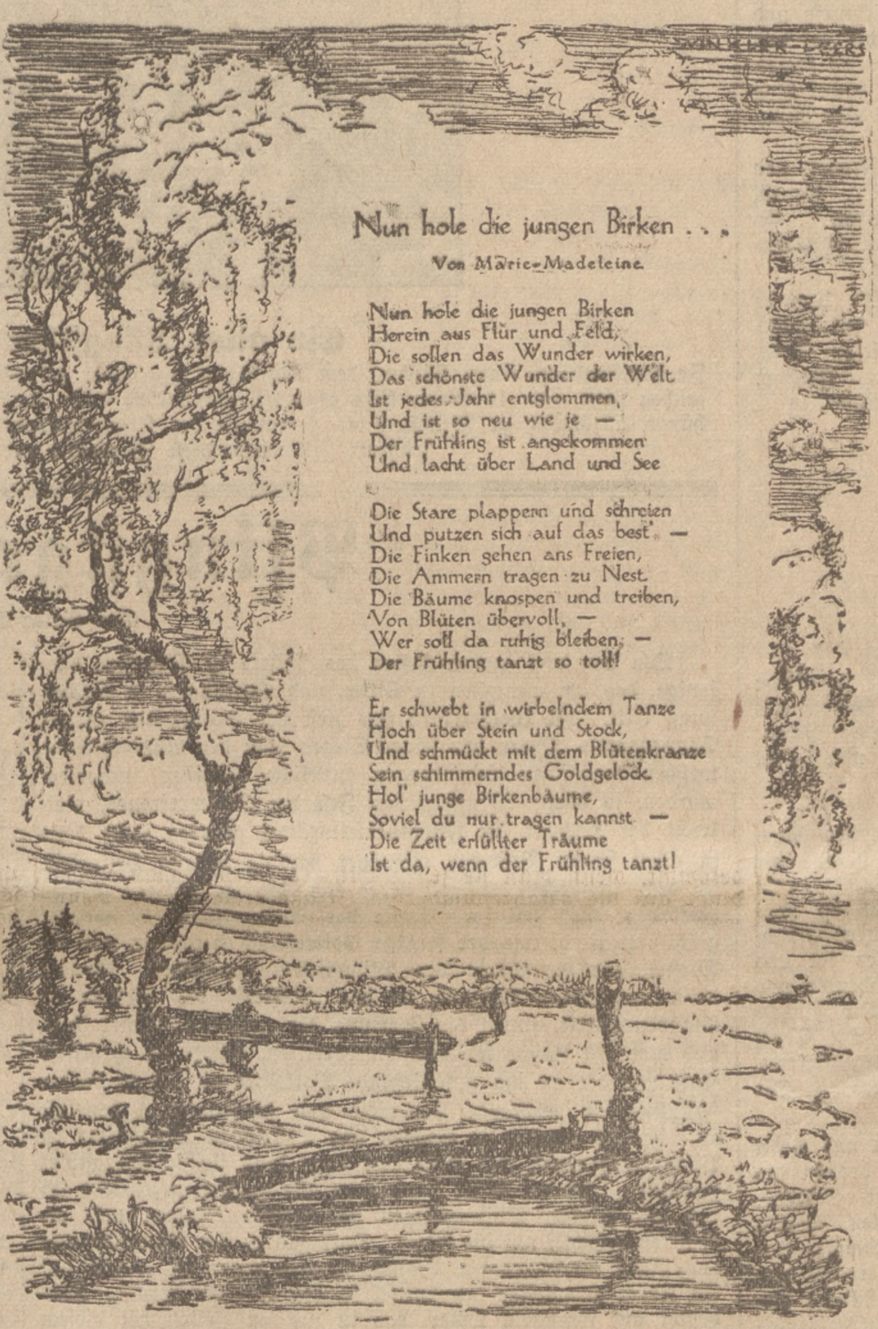
Alexander Eduardowitsch schrieb, er könne nicht kommen. Dagegen bat er sie, ihm für einen kranken Kollegen fünf Rubel zu borgen. Er wollte das Geld bei ihr im Büro holen lassen.

Lisaweta Nikolajewna setzte sich auf die Bank und dachte: Was ist denn eigentlich geschehen? Einer der Gäste ist ganz einfach nicht gekommen. Geschieht das nicht auch in sehr angesehenen und reichen Häusern, wo viel geboten wird und wo es viele Lakaien gibt? Soll man deshalb verstimmt sein, weil von zwanzig Eingeladenen einer nicht gekommen ist!

Sie stand auf, sah über die grüne Wiese und den goldenen Sonnenuntergang hinweg. Irgendwie schwindlig und widerlich war ihr zumute.

Und aus dem Nachbargarten rief Kleopatra Fedorowna jemanden mit schriller, durchdringend bohrender Stimme zu:

„Leonila Pawlowna, Leonila Pawlowna! Was bedeutet das, daß der Hund mich angeniest hat? Was bedeutet das, sagen Sie es mir um Gotteswillen!“



Pfingsten vor Feuer u. Bunker

Von Max Dortu.

Vom Bristol-Channel; vom Kohlen-Kanal aus fuhren wir los — in Port Cardiff hatten wir die Landungstrossen eingezogen. Fahrt auf Bombay: 8000 Tonnen Kohlen im Leib! Cargo: Coal. Kurz vor Pfingsten. Ein böser alter Kahn. Dreißig Mann Besatzung. Britische Flagge über Topp — aber an Deck und unter Deck: zehn verschiedene Nationen: Iren, Schotten, Normänner, Soensker, Finnisch-Russen, Spaniolen, Japaner, Nigger, Holländer und Deutsche. Würden wir uns vertragen? Das würde sich zeigen — wenn wir durch Suez hindurch wären, wenn im Roten Meer 50 Grad an Deck brannten und 70 Grad unten vor Kessel und Bunker. Wenn das Blut brennen würde, dann würde sich zeigen, ob die Internationale Seemanns-Union stark genug sei — um zehn verschiedene Völkertypen zu verbinden: sie friedlich nebeneinander arbeiten zu lassen. Es würde sich zeigen, ob ihr gemeinsames Leid — nicht in gegenseitige Gehässigkeit umschlüge? Vorläufig vertrugen wir uns noch, wir waren ja auch erst einen Tag auf See, die meisten von uns hatten von Land her noch den Alkoholdusel im Hirn, und die Herzen brannten noch von den Küssen erkaufter billiger Liebe. Go-ahead — Kohlen vor die Feuer, Steam-up — und morgen ist Pfingsten!

Steam-up; jawoll, leicht gesagt, es war aber nicht so leicht: den Dampf hinaufzutreiben — du brachtest ihn kaum bis auf neun oder zehn Atmosphären — und immer schrie der wachhabende Maschinist wütend durchs Sprachrohr: Steam-up! Steam-up! Dampf auf mit der Mistkohle hier — die schlechteste und billigste Kohle hatte sie uns in die Bunker gekippt — mit so 'nem Dreck halte du nun mal Dampf. Und dann dazu die Schaukelei, der olle Kahn stand bald Kopf — die Trimmer rutschten wie auf Schlitten mit ihren Körben vor die Feuer — und wenn du die Feuer schleusen wolltest, dann flogen dir die glühenden Brocken aus den heulenden Rachen der Kessel auf den armen Heizerleib. Und durch die Windtutzen herab heulte das andere Vieh: der Sturm, der Sturm! Schwerer Orkan, von Westnordwest, du hörtest die Brecher halb von achtern übers Schiff rollen — du fühltest, wie das Schiff in die Löcher der sturmaufgerissenen See hineinsprang — und sich dann wieder himmelhoch hinaufschwang — um sich wie eine Flasche von der einen Seite auf die andere Seite zu wälzen. Schlacke und Kohle — vermischt: sausten durch den Heizraum — und ab und zu kam durch die offenen Grätings her ein Duscher von oben herab, kaltes Seewasser auf den schweißbedeckten Leib der nächtlichen Heizer. Go-ahead, morgen ist Pfingsten! Steam-up.

Das war die Hundewache — von Mitternacht bis früh vier Uhr. Die Pfingstnacht. Die Schreckensnacht auf der Atlantik. Schreckensnacht — wieso? Geduld, ihr werdet schon noch hören.

Wir Heizer und Trimmer vor Kessel und Bunker! Im Kampf mit Feuer, Dampf und Schlacke. Plötzlich Glockensignal — wir hörten das vom Maschinenraum her, Glockensignal von der Brücke herab: Stop the engine! Halt an! Die Maschine vibriert nicht mehr — es ist, als ob das Herz des Schiffes tot sei. Das Schiff ist nun ein Spiel der Wogen, ein Verlorenes im Sturm, ein dem Tode Geweihtes — furchtbar schlängelte in der wilden See unser alter, tief geladener Ozean-Tramp: 8000 Tonnen Kohle im Leib!

Eine bange halbe Stunde ist dahin — nun! wieder Signal von der Brücke her: Volldampf voraus! Gut — all right! Morgen ist Pfingsten. Wir saufen nicht ab. Laßt uns die Feuer reinigen — so gut es geht — laßt uns Asche und Schlacke hieven — daß die nächste Mannschaft der Kesselwache einen möglichst reinen Heizraum findet.

Wir sind fertig. Die Eisenleitern herab klettert die Ablösung. Wir begrüßen uns: Good morning! Good jop! Everything all right.

Nun sind wir oben an Deck. Mittschiffs. Im Osten es ist grau — schmutzgrau: Regen, Frühlicht, Sturm.

Die See blakt schwarzt, mit grünen und schneeweißen Reflexen: Kämme und Wirbellöcher. Sturmmöwen jagen schreiend um die Masten, Tintenwolken speit der Schornstein, hoffnungsrot brennt das Backbordlicht — das Fahrtlicht, vorne schaukelt mit Mast und Trosse das gelbweiße Positionslicht, das Staglicht. Hoi, das Konzert des Sturmes, das pfeift dir die ganze Tonleiter auf und ab. Vater Atlantik spielt die alte Geige: Crew, Mannschaft von Bord: Fröhliche Pfingsten!

Nun sind wir vorn, vorships: im Heizerlogis. Der Teekessel ist da — das freut uns — dann!, da ist noch 'ne andere Freude, Besuch ist hier: Ein Mensch, ein Pfingstmensch, ein Heizer von fremdem Bord — er lacht über's ganze braune Gesicht, er ist noch pitschenaß: im baluschwarzen Heizerkleid, er erzählt in Seemanns-Englisch: Ich bin Miguel, der Portugiese, der Heizer von der „Lusitania“, die ist heute nacht abgesoffen. Ihr habt sechs Mann von der „Lusitania“ gerettet, einer davon bin ich: Miguel der Fuochista, Miguel der Heizer, Heimatshafen Oporto!

Also darum stoppte diese Nacht unser Boot — die Deckmannschaft rettete Kollegen von See. Wo sind die anderen fünf Geretteten? Drei sind im Matrosenlogis. Der gerettete Steuermann und der erste Maschinenmeister sind achtern — in der Messe: bei unseren „Officers“. Miguel, der Heizer — kam zu uns Heizern. Fröhliche Pfingsten!

Miguel, reiß dir das nasse Kleiderzeug vom Leibe, wir bringen dir trockenes Zeug —. Und jeder von uns holt aus seinem Seesack ein Stück zur Aussteuer des portugiesischen Kollegen. Heute ist Pfingsten — Miguel hat alles verloren, da steht er arm und nackt, das nasse Zeug abgeworfen — er hat keinen Seesack mehr, nicht mal 'ne Pfeife. Kam plötzlich der Pfingstgeist über uns, der Geist der Freundschaft und Liebe —? Der Kollege da brachte einen blauen Anzug, der da brachte neue Stiefel und 'ne blaue Mütze, der ein Landhemd und Schlappen, der ein seidenes Taschentuch aus Japan und 'ne Tuchjoppe, der andere brachte 'ne Pfeife, Tabak und Matches, der da 'ne Wolldecke: kurz und gut: eins, zwei, drei: Miguel, hat wieder Zeug und Sack — der Sack lag leer im Logis, irgendein Ausgerückter von früheren Fahrten hatte ihn liegen lassen, er ist zwar ein wenig zerrissen, aber es ist doch noch ein Sack. Und, Fratello Miguel, wir füllen dir den Sack schon noch gut auf — warte, bis die andere Wache kommt.

Jetzt trinken wir Tee— fröhliche Pfingsten — und wir schmauchen die Pfeife — Miguel erzählt.

„Die „Lusitania“ hatte dreizehn Mann an Bord, als sie sank — gingen wir in zwei Boote, eines der Boote ging koppheister — waren sieben Mann drin, alle soffen ab, auch der Capitanos.“ Und Miguel lacht übers ganze braune Gesicht — er ist gerettet, es lebe das schöne Leben!

Aber sieben Mann fraß die Schreckensnacht.

Draußen heult der Sturm — stärker und stärker — der Sturm zerreißt das graue Regengewölke, der Sturm zerhackt den Regenhimmel — da gibt es nun am Himmel buntes Gewürfel: Blau und Silbergrau und Weiß.

Gegen Mittag strahlte der Himmel wie ein blauer Amethyst. Und die Sonne lachte übers ganze junge Gesicht.

Nun glast es achtmal: Heizer, die Ablösung vor, auf Kesselwache! Mittags um zwölfe — hinab vor Feuer und Bunker. Steam-up, go-ahead, und fröhliche, fröhliche Pfingsten! Elf Atmosphären.

Pfingsten am Meere

Von Erich Kästner.

Nun ist es schon Jahre her, daß ich in Rostock ankam. In dieser lieben kleinen Stadt, in der die Studenten und die Professoren aus den Kollegs rennen, wenn auf dem Hopfenmarkt Platzmusik ist.

Es war Abend. Mühselig und sehr beladen schob ich mich durch die Sperre. Da standen die Hoteldiener auch schon. Mit ihren blauen Schirmmützen. Und den Schildern, die uns silberne, goldene oder deutsche Adler, Bären, Schwäne oder Eichen empfehlen. In diesem Falle war der Vertreter der „Deutschen Eiche" der Glückliche. Ich schlenderte unbeschwert hinter ihm und meinen Koffern her. Durch die fremde kleine Stadt...

Die Villenstraßen lagen breit und leer. Die Gärten waren fast erloschen. Nur hier und dort schimmerten die weißen Kerzen der Kastanien. Doch schon blaß und fern... Oder große Rhododendronblüten schwammen durch das verstummte Grün der Büsche wie sanfte Teichrosen. Die Luft war süß und schwer vom Atem des Flieders und der Hyazinthen. Die Häuser waren tief in die Gärten zurückgesunken. Und nur selten hörte man den Lärm von Mädchen, die das Geschirr spülen, aus verborgenen Kellern. Oder die rufende Stimme einer Frau wurde laut. Einer Frau, die aus dem müden Licht eines Gemachs langsam auf einen Balkon trat und sich suchend in die Schatten des Abends hinabbeugte.

Die Türe der alten Backsteinkirchen standen breitspurig und untersetzt vor dem Himmel, in dessen kühles Blau die rot und grün zitternden Goldsterne eingelegt waren, wie man es zuweilen in alten köstlichen Intarsien findet... Die Mondsichel hing schmal in der Nacht. Wie von fern hergeweht. Wie eine Wimper vom lieben Gott...

Durch namenlose Straßen zu gehen, Türme und Frauen und Giebel zu sehen und zu wissen: Ihr seid euch fremd... Es ist, als hieltest du ein noch ungelesenes Buch in den Händen... Es ist, als säßest du in einer Loge des Theaters vor dem geschlossenen Vorhang... Nein, es ist noch viel wundersamer.

Da sagte der Wirt: „Guten Abend, mein Herr!" Und es ging über knarrende Stiegen in ein kleines Zimmer, mit Stahlstichen und Urkunden an den Tapeten. Ein uferloses Sofa. Etwas Nippes. Eine Stearinkerze... Ich trat ans Fenster: Dunkle Höfe und eine Gasse mit wenigen grämlichen Laternen...

Die Straße will im Abend schmal
Und sanft zum Fluß hinuntergehen.
Laternen bleiben wartend stehen.
Dann sind sie hell mit einem Mal.
Ein alter Mann sitzt auf den Stufen.
Ein Fink belauscht sein Intervall.
Die kleinen Mädchen werfen Ball.
Dann werden sie ins Haus gerufen.

Ich setze mich aufs Sofa. Ein Schlüssel zankte in einem Schloß. Ein Kichern von Mädchen sprang über die Stiegen bis in die Dachkammer. Aus der Gaststube klang gedämpfter Lärm: Sonnabend... Die Kerze zuckte verängstet. Ich war recht müde...

*

Pfingstsonntag. Warnemünde. Es ist kühl. In den Glasveranden vor den kleinen geduckten Fischerkaten stehen die Staatsmöbel. Unter staubigen Ueberzügen versteckt... Sie warten der Gäste. Dann wurden sie enthüllt und geklopft. Damit die kleinen frechen Berliner Gymnasiasten auf dem Plüschsofa Kobolz schlagen können... Jetzt ist noch alles tot und grau. Und der Kiosk für Ansichtskarten, Bernsteinandenken und Himbeerlimonade starrt resigniert in das Nirwana. Die Fischerboote liegen aneinandergepreßt auf der Warnow. Die Segel hängen gerefft an den Masten wie zugeklappte Regenschirme. Ein Geruch von Teer und Fisch macht die Luft herb. — Die öde Straße steigt etwas an, krümmt sich —

Das Meer! Eine unendliche Steppe, deren Grau und Grün ewig von einem Erdbeben erschüttert wird. Dann brechen die Schollen auf und überkippen sich in weißgischtenden Stürzen. Traurige Monotonie des Wellenganges. Von allen Seiten dringt es auf dich ein. Grau und Grün und weiße Kämme. Soweit du blickst. — Es wälzt sich immer näher. Es erreicht dich nie. Du stehst gebannt, als zwänge dich eine grauenhafte Gewalt, die mit dir spielt... Die Mole deutet wie ein gespenstischer Finger hinaus in die unerbittliche Gärung. Und erst am letzten Quader stehst du still. Weit draußen. Die Wogen taumeln gegen den steineren Wall. Und sinken mit zerschlagenen Stirnen zurück. Und taumeln dir wieder entgegen. Dir ist, als schlüge dein Herz in ihrem aufpeitschenden Takt. Und du hast Angst vor dir, du könntest in ihren zermürbenden Rhythmus hinabspringen, um seiner Qual zu entfliehen.

Den Horizent entlang torkelt ein Segelschiff, von Wolken gehetzt, die schwarz und schweigend hinter ihm her rennen, von unheimlichen Mänteln umflattert, deren Enden das Meer pflügen. See und Himmel in grauer tanzender Raserei! Die Wolken rennen. Die Wogen stürzen ineinander.

Du wendest dich zurück. Der Strand ist trostlos und leer. Ein vergessener Strandkorb liegt rücklings im feuchten Sand und Tang. Um den Leuchtturm kreisen kreischende Möwen. Ihre weißen Leiber glänzen geisterhaft in dem grauen Tag. Die Häuser blicken blind und unbewohnt auf die verlassene Kurpromenade hinab... Und das Meer rauscht. Wie ferner Donner... Und die Wolken kämpfen miteinander. Wie Giganten im Nebel... Der Segler ist verschwunden...

*

Vom Eisenbahnfenster aus sah ich das Meer noch einmal. Ein Badehaus. Struppige Dünen. — Da leuchtete irgendwo die Sonne auf. Wie ein Walpurgisfeuer rot und wild. Die Wolken, die den Horizont entlang ritten, hatten purpurne Mantelsäume und hielten glühende Brände in den Fäusten. Das Meer zischte auf in Rot und Gold, in Violett und kristallenem Grün. Wie ein Schmelztiegel mit kochendem, zähem Guß! Wie der unermeßliche Krater des Weltuntergangs...

Und dann ist das Meer versunken. Die Landschaft ist plötzlich blaß wie ein Pastell. Und die Luft ist sanft und graublau und leidenschaftslos geworden. Auf stumpfgrünen Wiesen kauen schmutziggraue Schafherden. Ein kleiner lustiger Hund hüpft umher. Von den Straßen winken Kinder in steifen Sonntagskleidern. Dörfer mit Schindeldächern kreiseln an uns vorüber. Eine Schar Graugänse hält erstaunt im Wackeln inne. Dann gleiten Ruderboote stumm und schmal die Warnow hinunter. Die Türme Rostocks tauchen auf. Hinter blaugrünen Kiefern und dürrer Heide. Geduckt vor den treibenden Wolken, die durch den Himmel tanzen wie losgerissene ferne Inseln...

Abends war ich in St. Marien. Zum Pfingstkonzert. Wir saßen auf der Bank und Boden und auf den Stufen zum Altar. Oder lehnten versunken an den dunklen Wänden... Die Orgel dröhnte. Wie das Meer... Und uns überkam Glück und Grauen vor der Fuge dieses Sebastian Bach, von dem einer sagte: „Er sollte Meer heißen!" Dann sank der milde Wohllaut einer Frauenstimme auf uns. Und eine Geige machte die altgoldenen Figuren der Kirchenfenster wieder lächeln, daß man glauben konnte, sie würden diese köstliche Sarabande nicht ungetanzt verklingen lassen...

Dann saß ich am Fenster meines Hotelzimmers. Sah hinaus auf Höfe und Gassen. Und war erst einen Tag in der kleinen Stadt Und am großen Meer. Und wußte es schon, wie lieb ich sie gewinnen würde! Der Mond war ein wenig gewachsen. Und ich schrieb auf:

Fern rollte ein später Wagen.
Ein Fenster klirrt. Man lacht.
Wie bleiche Stirnen ragen
Die Giebel in die Nacht.
Die großen Türme schlafen.
Es liegt ein Schiff im Hafen,
Das hebt und senkt sich sacht..



Ein alter Pfingstbrauch in Thüringen

In Questenberg, einem Flecken, dem Kyffhäuser gegenüber gelegen, wird auf der steilsten Stelle des Berges, wo das Questenzeichen steht, eine 10 Meter hohe geschälte, mannsdicke Eiche, an der in halber Höhe ein Riesenkranz das ganze Jahr über hängt, alljährlich zu Pfingsten die Zeremonie der Kranzerneuerung geübt. — Unser Bild zeigt das Aufziehen des Kranzes. In früherer Zeit wurde diese Zeremonie zur Sommersonnenwende durchgeführt.

Pfingstgebräuche

Von Hedda Wagner.

Von den drei großen Festen des Jahres ist Pfingsten dasjenige, das am wenigsten in Sitten und Gebräuchen in Erscheinung tritt. Ist Weihnachten das Fest der Geburt des jungen Sonnengottes, Ostern das seines Sieges über den Winterdämon, welchen kosmischen Bedeutungen christliche Mythen unterlegt wurden, so dürfte Pfingsten das Fest der Sommerfreude, vielleicht der Hochzeit der Fruchtbarkeitsgötter gewesen sein; denn in allen seinen Bräuchen offenbart sich die festliche Heiterkeit. In den katholischen Ländern ist es das Fest des heiligen Geistes geworden; man hat jene Stelle des Evangeliums, in welcher geschildert wird, wie der feurige Gotteshauch herabkam auf die Apostel, zur Grundlage des Pfingstfestes genommen. Analog diesem mythischen Vorgang, wo der „Tröster" die Seinen im Glauben stärkte, findet die Firmung der größeren Kinder statt, und hier mit Geschenken und Lustbarkeiten, knüpft der christliche Kult und die an ihn anschließende Volkssitte an die zu diesem Frühlingsfest gehörende Heiterkeit und frohsinnige Lebenslust an. Früher wurden in Sachsen und Thüringen Laubhütten zu Pfingsten gemacht, und wohl acht Tage lang fleißig Pfingstbier getrunken. In der Mark zierte man alle Häuser außen und innen mit frischen Birkenzweigen und streute Blumen und geschnittenes Schilf auf die Wege. Dort gab es am Pfingstmontag auch einen merkwürdigen Brauch: Knechte zogen mit einem auf ein Kreuz genagelten Raubvogel in den Dörfern herum. Dies deutet auf irgendein Opfer, das in uralten Zeiten bei diesem Feste stattfand, und wirklich finden sich noch andere Spiele und Sitten, die darauf hinweisen, daß zu Pfingsten blutige Opfer zuerst vielleicht sogar von Menschen, allmählich dann von Tieren stattgefunden haben.

In der Mark wird ein Bursche ganz in Laub und Moos gehüllt, mit bunten Bändern geschmückt und sodann schießen die anderen mit blindgeladenen Gewehren nach ihm, bis er sich tot stellt und zu Boden fällt. Aehnliches trägt sich in Dederstedt bei Eisleben zu. Laubbekleidung und bunter Schmuck kennzeichnen immer ein zum Opfer bestimmtes Wesen. — In den altmärkischen Dörfern wird jener Junge, der am Pfingsttag sein Vieh als letzter auf die Weide treibt, der Pfingstschläfer oder der Pfingstlümmel genannt. In der Altmark nennt man ihn den „bunten Jungen"; er wird von Kopf bis zu den Füßen mit Feldblumen aufgeputzt und mittags so im Dorf herumgeführt, ebenso verfährt man mit dem als letztes auf der Weide eintreffenden Tier, das um den Hals einen Laubkranz und an den Schweif einen mächtigen Blumenbuschen bekommt, es heißt „die bunte Kuh" oder „das bunte Pferd", je nachdem. In Augsburg wurde früher ein von oben bis unten in Schilf gehüllter Knabe von zwei Gefährten, die frische Birkenzweige trugen, herumgeführt. Er hieß der „Wasservogel" und sollte den Orten, in denen er herumgeführt wurde, Glück und Heil bringen. Die uralten Lieder, die dabei gesungen wurden, lehren, daß der Wasservogel dereinst wirklich ins Wasser geworfen wurde und ertrinken mußte, worauf man sich von seiner Seele allen möglichen Segen erhoffte...

Daß wir in allen diesen Gebräuchen Reste von uralten kultischen Opferhandlungen vor uns haben, ist klar. Daß solche auch noch in christlicher Zeit, wenn auch wahrscheinlich auf Tiere übertragen, zur Anwendung kamen, läßt sich aus folgendem erschließen. Im Dorfe Lettewitz bei Wettin wird am Pfingstdienstag ein Knecht ganz in Laub gehüllt und der „Bischof" genannt; ein zweiter wird in umgedrehte Pelze gekleidet und heißt der „Schellenmoritz". Dieser macht grobe und gewaltige Späße und zieht mit dem Bischof im Ort umher. Der laubgeschmückte Bischof ist das Opfertier, der Schellenmoritz der Opferer, der wahrscheinlich ein Priester war, zuerst ein heidnischer, dann ein christlicher. Moritz ist der in dortiger Gegend sehr verehrte Heilige, dem viele Kirchen geweiht sind. Als dann auch, mit fortschreitender Entwicklung des Christentums, die Tieropfer abkamen, blieb noch die Idee des Opfers an den Pfingsttagen zurück und wurde wieder zum Volksbrauch und Spiel.

Hierher mag auch gehören, was einstmals in Nüdlingen bei Kissingen der Brauch war: Am Pfingstsonntag trugen vier Männer einen fünften auf dem Schloßplatz umher. Hier ist eine Erinnerung an das segnende Herumtragen von Opferliquien im unverständlich gewordenen Brauch zu beobachten. Nachdem alle Fruchtbarkeits- und Liebesgötter auch zugleich irgendwie mit den Todesgöttern in Verbindung stehen, ja oft ihre Stelle einnehmen, so erklärt es sich, daß wir am Pfingstfest, dem Fest der üppigen Freude und Fruchtbarkeit in der Natur, Bräuche vorfinden, die auf blutige Opfer, sei es nun von Menschen oder Tieren, und zwar bis tief ins Christentum hinein schließen lassen.

Die Vermählung der Blumen

Pfingsttraum auf einer Wiese.

Auf einer Höhe über dem Dorf liegt die Wiese am Abhang des Hügels. Weich schmiegt sie sich an den Fuß des Waldes, der sie von drei Seiten mit den zarten Laubhänden seiner Zweige umfängt. Sie ist die Geliebte des Waldes.

Ich schreite durch das hohe Gras, spitze Blattpfeile und Lanzen zielen nach meinen Füßen. Ruchgras und Wiesenfuchsschwanz, die zierlichen Perl- und Rispengräser mit ihren dicken Büscheln nicken wie eine Straußenfeder und legen einen sanften, braunvioletten Schleier über den Rasen. Ich werfe mich in das leise wogende Bett. Den Kopf zur Seite neigend, sehe ich den Boden mit tausend bunten Blüten besternt, die verschleiert unter weißen Wimpern zu mir aufsehen. Blumen, Freunde unserer Kindheit, zu deren der Knabe mit vereinsamtem Herzen floh! Einst preßte ich eure verblassenden Leichname zwischen die Buchdeckel meines Herbariums; aber ich liebte euch, und eure Märchen sind unvergessen.

Ich stehe auf und knie zwischen den Blumen nieder. Ihre Blüten sammelnd, finde ich ihre entschwundenen Namen wieder: Gamander, Ehrenpreis, Günzel, Wiesensalbei. Hier ist die gelbe Blüte des Hahnenfußes, das weiße Blut der Wolfsmilch, der Storchschnabel, das Hirtentäschelkraut, dessen dreieckige Fruchtkapseln klappern wie der gefüllte Brotbeutel eines Soldaten. Die roten Fahnen des Sauerampfers flattern, das Löwenmaul sperrt seinen gähnenden Rachen auf. Dazwischen aber leuchten die runden Lichter des schon verblühten Löwenzahns wie kleine weiße gespenstische Monde.

Aus ihrer Mitte hebt sich ein verlorener Getreidehalm, über vierzig Pflanzenstockwerke steigt er auf zu schwindelnder Höhe wie ein Wolkenkratzer. Man hat berechnet, daß er im Verhältnis zu seinem Durchmesser fünfzehnmal so hoch ragt wie der Eifelturm über den Dächern von Paris und in seiner vollendeten Technik zu den kühnsten Bauwerken der Erde gehört. Von der schlanken Kuppel seiner Aehre löst sich ein Körnchen Blütenstaub und segelt furchtlos wie ein Aviatiker langsam über das blühende Feld.

Rote, gelbe, weiße und blaue Blütenblätter mischen ihre Buntheit zu einem rauschenden Orchester. Welche Künstler der Farbe sie sind, jede von ihnen ein Meister, nicht kleiner als Segantini; denn in den tausend farbigen Tropfen ihrer Blütenzellen haben sie, wie France so treffend bemerkt, die Kunst des Pointillismus erfunden, lange ehe sie unter den Menschen zur Mode kam. Die unvergänglichsten Farben unserer Teppiche und Gewebe verdanken wir ihnen; sie aber haben sie nicht erzeugt, uns dienstbar zu sein, die wir ihnen gleichgültig blieben und Wesen einer anderen Welt. Ihre schweren schwankenden Blütenkelche sind nur die bunten Sommerhüte, die sie wie schöne Frauen sich aufsetzen, um ihren Liebhabern zu gefallen. Denn von dem gleichen Triebe der Paarung erfüllt wie wir, riefen sie, zu ewiger Gefangenschaft verurteilt, den Wind und das Wasser und die Tiere der Luft zu Hilfe, sie mit dem Nektar ihrer goldenen Honiggrübchen zu ihren gehorsamen Sklaven zu machen. In ihrer Stummheit erfanden sie eine Stimme, ihre

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Krieg in der Hechtstraße

Von Erich Kästner

Am Donnerstagmittag wurde Klaus Trenkler, auf dem Schulwege, von fünf Mitgliedern der Hechtbande angefallen, gefangengenommen, in einen Keller des weitläufigen Grundstücks verschleppt, das dem Pferdehändler Bialeschewsky gehörte, und dort unten mit festen Halfterstricken an einen der nassen niedrigen Stützpfähle gebunden. Bald darauf ertönte an den Ecken und in den Höfen der Hechtstraße der Bandenpfiff, und die Vollversammlung, die rasch zustande kam, beschloß, einen Parlamentarier mit weitreichenden Vollmachten in die Luisenstraße zu entsenden. Franz Frank borgte sich also vom kleinen Jolles ein weißes Taschentuch, holte aus den Pferdeställen einen zerbrochenen Peitschenstiel und zog los. Ein Dutzend Jungens brachte ihn bis zum Königsbrücker Platz und legte sich dort — für alle Fälle — in den Hinterhalt. —

Die Feindschaft zwischen den Knaben der zwei Straßen bestand seit Generationen, hatte sich aber im Verlauf der Jahre verstärkt; und daran war im letzten Grunde die Entwicklung der Stadt selbst schuld. Die Hechtstraße geriet unaufhaltsam in das Wohnviertel der Fabrikarbeiter aus den Naumann-Werken, die Luisenstraße blieb bedeutend feiner, denn hier waren vorwiegend kleine Kaufleute und Beamte zuhause. Die polititsche Meinungsverschiedenheit der Väter übertrug sich, unklar begriffen, doch in derselben Stärke, auf die Knaben, von denen ja später die meisten den Beruf der Väter ergreifen oder wenigstens ihre Existenz in der gleichen Straße und Bevölkerungsschicht beschließen würden, wo sie jene begonnen hatten. Der Unterschied der Lebensbedingungen, die in der einen und der anderen Straße herrschten, war nicht beträchtlich, aber die kleinen Verschiedenheiten sind ja die größten.

So hatten sich die beiden Banden herausgebildet. Die Schlachten, die sie einander in jedem Jahr drei- oder viermal, lieferten, waren nahezu berühmt, und die Kinder aus fremden Stadtvierteln kamen dann, um aus respektvoller Entfernung zuzusehen. Für einen Knaben aus der einen Straße war es, auch bei Tage, gefährlich, durch die andere Straße zu gehen. Im Handumdrehen rotteten sich ein paar Feinde zusammen, und ehe verdutzte Passanten, herbeistürzende Ladengehilfen oder gar der Polizist von der Ecke hätten eingreifen können, hatte der Ueberfallene eine Beule am Kopf, den Hintern voll Schläge, ein Loch in der Jacke und stand allein und aufs höchste betroffen in der Gegend.

Drei Tage, bevor Klaus Trenkler am hellen Mittag gefangengenommen wurde, war eines der berühmten Gefechte gewesen. Man hatte sich mit Steinen mittlerer Größe beworfen; man hatte geohrfeigt und gerungen und geboxt. Karl Holz, der Hauptmann der Hechtbande, hatte einen seiner Backenzähne verschluckt und zum Arzt laufen müssen. Auch ein paar Gymnasiastenmützen waren draufgegangen. Das alles war nichts besonderes. Aber es war da noch etwas passiert: ein Trupp der Luisenbande hatte, für den Feind unerwartet, von der Zahnsgasse einen Flankenangriff unternommen! Dadurch war es gelungen, die vorderste Front der Hechtbande zu isolieren, von zwei Seiten her zu bearbeiten und ihr, o Schande! die Fahne — ein rotes mit einem gräßlichen Totenkopf bemaltes Tuch — zu entreißen. Die Wut der Hechtbande stieg daraufhin ins Ungemessene.

Taschenmesser wurden gezogen und aufgeklappt, und die Luisenbande hatte sich mit der eroberten Fahne eilends davon machen müssen, um unnötiges Blutvergießen zu vermeiden. Jetzt lag die Siegestrophäe gut verwahrt, im unteren linken Schreibtischfach des Oberpostsekretärs Wawerka, ohne daß er davon etwas wußte.

Wegen der verlorenen Fahne nahm die Hechtbande nun also am Donnerstagmittag den kleinen Trenkler als Geisel gefangen. Und ihretwegen schickte sie den Unterhändler Frank in die Luisenstraße. Das Hauptquartier der Feinde befand sich im Hof des Restaurants „Zur scharfen Ecke". Denn in diesem Hause wohnten Wawerkas, deren Jüngster, ein Untertertianer, der Bandenhäuptling war. Franz Frank knüpfte das geliehene saubere Taschentuch an den Peitschenstiel und pfiff. Er pfiff das Bandensignal der Hechtleute. Eine Sekunde später klapperte in der dritten Etage ein Fenster. Der dicke Wawerka bückte sich übers Fensterbrett und brüllte ärgerlich: „Was'n los?" — Der Unterhändler wedelte mit seiner Peitsche und rief: „Komm mal runter, Mensch. Ich bin'n reitender Bote!"

Wawerka schien das zu glauben. Jedenfalls stand er wenige Minuten später unten im Hof, hätte, aus purer Höflichkeit dem feindlichen Gesandten fast die Hand gegeben, nahm sie aber im letzten Augenblick wieder zurück, zog Falten und sagte: „Nich mal essen kann man in Ruhe. — Also?"

„Wir wollen unsere Fahne wiederhaben."
„Kann ich mir denken. Kommt nicht in Frage."
„Wir geben euch dafür euren Trenkler wieder raus."
„Wieso... habt ihr ihn denn geschnappt?"
„Klar, Mensch! Kam mit nem Stoß Diktathefte durch den Hecht, sollte sie zu Lehrer Mittenzwey bringen. Schon war er futsch."

Der Tertianer stopfte vor Wut die Fäuste in die Taschen und stieß mit dem Stiefel gegen eines der vielen Fässer, die auf dem Hofe standen. Dann sagte er: „Das kann ich nicht entscheiden. Da muß ich erst die Oligarchen zusammentrommeln. Warte hier, aber halte deinen weißen Fetzen hoch, sonst zerschmettern sie dich inzwischen. Ahoi!" Dann holte er eine ausgediente Autohupe hinter einem vergitterten Kellerfenster vor und sauste auf die Straße. Der Parlamentär kletterte auf ein Hektoliterfaß, setzte sich, zog die Beine hoch und hörte, bald näher, bald weiter weg, Wawerkas Hupe heulen. Fünf Minuten später waren außer Wawerka und Frank noch neun Jungens im Hofe und blickten neugierig auf den Gesandten. Hauptmann Wawerka sagte, nach einer effektvollen Spannungspause: „Meine Herren, zuvor Ahoi!"

„Ahoi!" antworteten die andern neun.

„Die Sache," erklärte Wawerka, „ist die: Sie wollen ihre Fahne wiederhaben und bieten uns den Trenkler zum Tausch an, den sie heute Mittag geschnappt haben, als er zu Mittenzwey mußte, Diktathefte hinbringen." —

„Die Hefte können sie behalten," rief einer vergnügt.

„Sage, was du vorzuschlagen hast, du von Hecht," meinte Wawerka. Der Unterhändler stellte sich auf seinem Faß hoch, schwenkte das Taschentuch und hielt folgende Rede: „Nämlich, ich bin ermächtigt, euch ein Geschäft anzubieten. Wir haben den Trenkler und die Hefte, und ihr habt unsere Fahne. Wir haben ihn versteckt und festgebunden. Kriegen wir die Fahne nicht, verbrennen wir die Hefte und verhauen den Kerl, daß er denkt, die Welt geht unter. Und wenn ihr ihn euch nicht abholt, kriegt ihr ihn überhaupt nicht wieder,und wenn er bei uns zum alten Mann wird." — „Wawerka!" meinte einer der Oligarchen, „sollen wir den Kerl doppelt so dick prügeln, als er schon is?"

„Wenn ihr mich anfaßt, verletzt ihr die Konvention und dann gehts dem Trenkler dreckig, sogar wenn ihr die Fahne wiedergebt."

„Ahoi!" sagte Wawerka, „wir müssen abstimmen. Es gibt zweierlei: entweder wir tauschen und verprügeln dann den Trenkler; oder wir lassen ihn von der Hechtbande verhauen und behalten die Fahne." —

„Und die Hefte?" wandte jemand ein.

„Damit können sie sich von mir aus die Zimmer tapezieren," knurrte Wawerka.

„Du kannst gut die große Klappe haben," sagte ein anderer, „du gehst nicht in Trenklers Klasse. Aber was machen wir, wenn die Hefte hin sind? Mittenzwey hängt uns auf."

„Deswegen stimmen wir ja ab," antwortete Wawerka. — Die Abstimmung ergab, daß die Luisenbande das Anerbieten der Hechtbande, die Fahne gegen Trenkler einzutauschen, ablehnte. Der Unterhändler zuckte die Achseln und kletterte von seinem Faß. Wawerka schickte die Oligarchen auf die Straße, mit dem Befehl, die Bande zu sammeln. Die neun schwirrten ab und bald füllte sich der Hof mit mehr als fünfzig Mitgliedern. Wawerka ließ seine Leute antreten, öffnete das Tor und sagte zum Parlamentär Frank: „Hast du kapiert? Wir holen uns den Trenkler persönlich ab, und zwar auf der Stelle mit fünfzig PS., und nun verschwinde! Bis zur Buchenstraße bist du uns heilig. Wenn wir dich aber dann erwischen, bist du dran. Hau ab! Ahoi!"

Der Unterhändler nahm seine Peitsche unter den Arm, sah sich verächtlich im Kreise um, spuckte aus und rannte wie der Blitz heimwärts. Die fünfzig Jungens von der Luisenbande setzten sich in Trab und die Straße hallte von hundert festen Stiefeln und von markantem Ahoi-Gebrüll wider.

„Diese verflixte Bande," sagte der Friseur Krüger, der vor der Ladentür stand, „ist Ihrer auch dabei?"

„Natürlich," sagte der Zigarrenhändler Bauch, „wenn man sich da sträubt, muß man gewärtig sein, daß die Kerle einem die Schaufenster einschmeißen."

*

Der flüchtende Parlamentär hatte Glück. Er kam, ohne daß man ihn belästigt hatte, bis an den Königsberger Platz, wo ihn die Vorposten der Hechtbande schon ungeduldig erwarteten. — „Sie kommen!" schrie er keuchend, „zweiundfünfzig Mann stark, hinter mir her! Haltet sie auf!" Ich alarmiere inzwischen die anderen." Dann rannte er weiter. Wenig später fand am Königsbrücker Platz ein Gefecht statt, das der Schlacht am Engpaß von Thermopylae sehr ähnlich war. Die Vorposten suchten den Eingang zur Hauptstraße zu schützen, und fochten, wie seinerzeit die Athener. Schließlich lagen die zwölf Tapfersten, vorübergehend kampfunfähig auf dem Pflaster und hielten sich die Köpfe. Die Luisenbande stürmte mit „Ahoi!" über ihre Leichen weg. Erwachsene, die dem halben Hundert Knaben in die Quere kamen, hatten es nicht leicht. Wawerka erhielt vom Drogisten Glöckner eine Ohrfeige. Er schwor ihm im Weiterrennen Rache. Jetzt hatte er keine Zeit zu privaten Auseinandersetzungen.

Am Grundstück des Pferdehändlers Bialeschwesky wurden sie von der Hechtbande trotzig erwartet, aber der Anprall war zu gewaltig. Nach einigen vergeblichen Bemühungen zogen sich die Platzbesitzer ins Tor zurück. Das Haus dröhnte von dem Lärm wider. Man kämpfte, bis plötzlich auf dem Hofe Hilferufe erklangen. Drei Leute der Luisenbande waren durch die Höfe der Nachbarstraße und über mehrere Mauern hinweg in den Hof geklettert und dort mit der Kellerwache zusammengetroffen, die den Trenkler beaufsichtigte. Ohne ein Kommando abzuwarten, flutete die Hechtbande zurück. Holz, der Anführer, sprang in den Keller, Wawerka war überall und feuerte seine Mannschaft mächtig an. Als sie gar jemanden schreien hörten, war kein Halten mehr. Alle kollerten und purzelten die glitschigen Treppen hinunter und kamen noch zurecht, um zu sehen, wie die Diktathefte der dritten Klasse (12. Volksschule) langsam, aber unweigerlich, verbrannten. Trenkler war noch angebunden, hatte unnatürlich rote Backen und weinte stumm.

Bialeschewskys Pferdeknechte kauerten vor den Kellerfenstern, lachten und fingen schließlich an, mit dem Wasserschlauch, der im Hofe lag, in den Keller zu spritzen. Darüber mochte den Kämpfern die Besinnung ein wenig wiederkommen, — jedenfalls ließ die Prügelei nach und hörte bald ganz auf. Der weinende Trenkler wurde losgebunden. Niemand wagte, es zu verhindern. Die zwei jüngsten von der Luisenbande lasen die verkohlten Reste der Diktathefte zusammen und übergaben sie dem befreiten Knaben. Der bündelte sie in einem Taschentuch und machte sich mit schlechtem Gewissen auf den Weg zum Lehrer Mittenzwey.

Dann kletterten alle Jungens aus dem Keller auf den Hof. Als sie aber vor der Tür zwei Polizisten warten sahen, verschwanden sie über Hofmauern und entkamen durch die Nebengassen.

*

Lehrer Mittenzwey, der von Klaus Trenkler die ganze Geschichte erfuhr, war ein patenter Mann, setzte sich mit einigen seiner Kollegen in Verbindng. — Und am Sonnabend fand in mehreren Klassen der 12. und der 19. Volksschule, zwischen neun und zehn Uhr, ein Diktat statt, das überall den gleichen Text hatte, auf die Möglichkeit orthographische Fehler zu machen, weitgehend Rücksicht nahm und auch inhaltlich Kopfzerbrechen bei den Schülern verursachte. Das Diktat lautete folgendermaßen: „Das Kriegspielen steht bei alt und jung noch immer recht in Gunst. Die Kleinen lernen es von den Großen, und da jene genau so töricht wie diese sind und es auch bleiben werden, müssen die wenigen Vernünftigen, die es gibt, für die Zukunft fürchten. Immer wieder werden die einen über die anderen herfallen und sie fesseln und schlagen. Zum Schluß werden alle Beulen in den Köpfen haben und Löcher in den Jacketts — dieses Wort schrieb nur der kleine Trenkler richtig, denn sein Vater war Schneider —, „und sich im stillen ärgern, daß sie einander verprügelten, denn nachher müssen sie die Kleider flicken lassen, und der Kopf tut ihnen ziemlich weh. Deshalb sollte niemand dem andern eine Fahne stehlen, ob sie nun rot oder grün ist, und keiner dürfte das, was dem andern gehört, anzünden. Die kalte Dusche kommt hinterher ja doch. Da die Erwachsenen nicht vernünftig werden wollen, wäre es eine schöne Aufgabe für die Kinder, den Eltern die Lust am Kriegsspielen abzugewöhnen. Das fordert viel mehr Mut, als dazu gehört, Fenster einzuwerfen und Hefte zu verbrennen. Allein kann niemand Krieg führen. Man braucht dazu einen Gegner. Wenn der nun nicht kämpfen will, ist das dumme Kriegsspielen unmöglich."

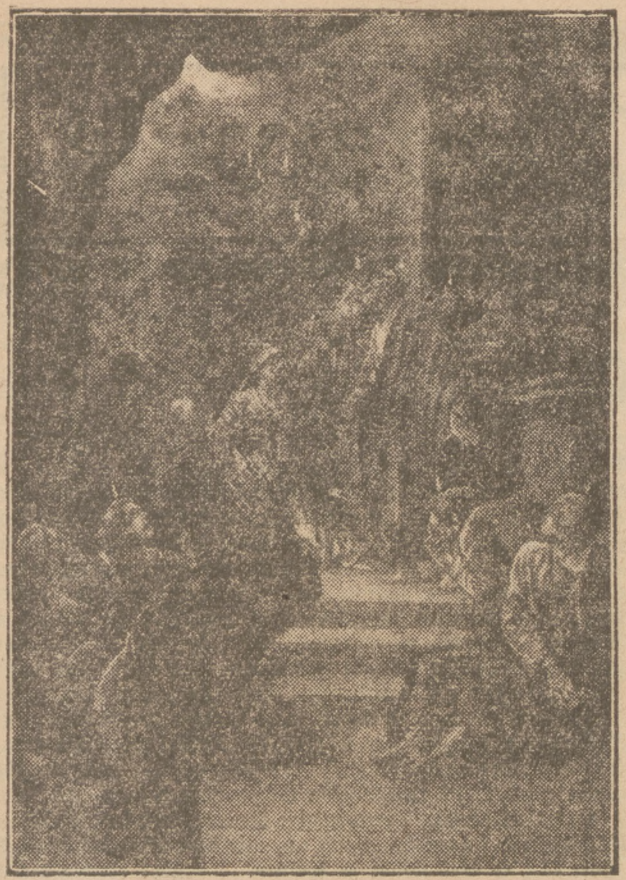
*

Das Diktat war in jeder Beziehung, vor allem für die unteren Klassen nicht einfach. Aber es war das erstemal, daß sich die Kinder auch außerhalb der Schule darüber unterhielten, und den Inhalt erwogen. Die Gefechte in der Hechtstraße und in der Luisenstraße hörten bei den Kindern tatsächlich auf. Die Eltern waren zum Lernen natürlich schon zu alt.



„Der Isenheimer Altar"

das Meisterwerk des „deutschesten" Malers Matthias Grünewald (um 1480—1529), das für die Antoniter-Präzeptorei Isenheim bei Kolmar geschaffen wurde. Unser Bild zeigt den Mittelteil des Flügelaltars: Maria in der Glorie und das Engelskonzert. — Die Abtretung des Elsaß brachte dises Meisterwerk deutscher Kunst in französischen Besitz.



„Die Ausgießung des Heiligen Geistes“
Ein Gemälde des Holländers Adrian van der Werff (1659—1722).

Mittelalterlicher Fabrikbetrieb

Ausbeutung von Kindern und Frauen.

Der „Allgemeinen Wirtschaftsgeschichte“ von Heinrich Cunow, Professor an der Universität Berlin, Verlag J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H., Berlin, entnehmen wir einen Abschnitt, der die Entstehung der Großbetriebe im mittelalterlichen England schildert.

Die manufakturmäßige Produktion hat zuerst in der Wollwarenfabrikation eingesetzt, damals der wichtigste Fabrikationszweig Englands. Der Vorgang vollzog sich in ähnlicher Weise wie in den rheinischen Gebieten. Die Exporteure von englischem Tuch begnügten sich, als sich ihre Ausfuhr mehr und mehr vergrößerte und schließlich auf ihr und der Tuchmacher Drängen im Jahre 1463 die Einfuhr wollener Tuche in England verboten wurde, nicht mehr damit, die von ihnen gewünschte Exportware den Tuchmachern zu bestellen und abzukaufen; sie kauften nun selbst die Wolle ein, ließen diese zubereiten und verspinnen und aus dem Garn dann von den Tuchmachern nach ihren Angaben die zur Ausfuhr bestimmten Tuchstoffe anfertigen.

Einer der ersten dieser kaufmännischen Großunternehmer war John Winchcombe, der in Newbury (Berkshire) zu Anfang des 16. Jahrhunderts in einem eigenen großen Hause mehrere hundert Wollarbeiter und Weber beschäftigt haben soll. In der Oxforder Bodley-Bibliothek befindet sich in der Sammlung von F. Douce ein 1630 in elfter Auflage erschienenes Schriftchen, betitelt „Pleasant History of John Winchcomb, in his younger years called Jack of Newbury“ („Lustige Geschichte von John Winchcomb, in seinen jüngeren Jahren Jakob von Newbury genannt“), in der das Winchcombsche Unternehmen folgendermaßen besungen wird:

„In einem großen, langen Saal
Zweihundert Webstühl an der Zahl!
Dran wirkten all in einer Reih
Zweihundert Männer — daß Gott verzeih!
Bei jedem Mann ein Knabe saß,
Der wand die Spul mit vielem Spaß.
In einem anderen Raum alsdann
Zweihundert Mägde traf man an,
In kurzem Rock von rotem Tuch:
Ein milchweiß Kopftuch jede trug.
Nie ließ der Mägdlein Eifer nach.
Sie spannen dort den ganzen Tag.
Beim Spinnen ihre Stimm erklang
So süß, wie Nachtigallensang.
In einem andern Saale war
In dürftiger Tracht 'ne Kinderschar:
Die Wolle zupfend jedes saß
Und seine von der groben las:
Einhundertfünfzig, Gott erbarm,
Kinder von Leuten schlicht und arm,
Die von der Arbeit brachten heim
Nachts nur ein einzig Hellerlein;
Doch Trank und Speise für den Tag
Bewahrte sie vor Ungemach.
Und wenn sodann man weiter geht,
Man fünfzig wackre Mann erspäht:
Tuchscherer waren's allesamt,
Uebten mit Kunst und Fleiß ihr Amt.
Und nebenan da plagten sich
Wohl achtzig Rauher männiglich.
Ein Färberhaus gab es sodann,
Drin schafften volle vierzig Mann;
Die Walkemühl zu guter Letzt
Mit zwanzig Leuten war besetzt.“

Das Geschäft rentierte sich. John Winchcomb wurde ein reicher Mann, der in seinem Testament — er starb 1519 — der Stadt Newbury eine beträchtliche Geldsumme zum Bau einer Pfarrkirche vermachte und seinem Sohn, der wegen seines Vaters Verdienste (vielleicht als Belohnung für die Ausbeutung kleiner Kinder und alter Frauen?) 1549 geadelt wurde, ein großes Vermögen hinterließ.

Kleines Erlebnis

Von Felix Fechenbach.

Vieles ist im Zuchthaus verboten, nur wenig erlaubt.

Im Schlafsaal 7 hatte sich einer der Gefangenen gegen irgend einen der vielen Paragraphen der Hausordnung vergangen. Er kam zu Strafrapport, und der Direktor diktierte ihm acht Tage Kostabzug. Das bedeutete für eine ganze Woche den Wegfall der Mittagsmahlzeit. Jeden Tag, wenn die anderen Gefangenen ihren undefinierbaren Brei gierig hinunterschlangen, wurde der Bestrafte aus dem Saal geführt und durfte ihn erst wieder betreten, wenn die ausgelöffelten Eßgeschirre abgeliefert waren. Sechs Tage lang ging das so. Der siebente Tag war ein Sonntag. Da gab's ein Häppchen Fleisch in der breiigen Suppe. Wer Hunger hatte, konnte an diesem Tag „nachfassen“. Und viele hatten Hunger. Auch der Sünder wider den heiligen Geist der Hausordnung. Er saß mit knurrendem Magen vor der Tür, hörte das eifrige Löffeln und Schlürfen seiner Kameraden und fluchte auf die verflixte Hausordnung.

Ein Klingelzeichen schrillt durch die hohen, gewölbten Gänge. Die leeren Eßgeschirre werden eingesammelt. Der Hungrige kann wieder zu seinen Kameraden in den Saal.

Dort hatte einer sein Essen in ein paar Trinkbecher ausgeleert und dem mit Kostabzug Bestraften aufbewahrt. Eine menschlich schöne Handlungsweise, aber ein strafwürdiges Verbrechen im Zuchthaus.

Der Ausgehungerte stürzte sich gierig auf die Becher. Aber kaum, daß er ein paar Bissen hinuntergewürgt hatte, lugt schon ein Aufseher durch den Spion in der Tür. Riegel werden geräuschvoll zurückgeschoben, der Schlüssel dreht sich krächzend im Schloß, und in der geöffneten Tür steht ein Aufseher. Wutschnaubend brüllt er in den Saal:

„Wer hat dem sein Essen gegeben?“

„Wenn ich in fünf Minuten nicht weiß, wer es war, kommt der ganze Saal zum Strafrapport!“

Suchend und prüfend wandert sein Blick von einem Gefangenen zum andern. Da tritt ein junger Bursche vor. Er ist nur wenig über zwanzig. Er hatte gestohlenes Altmetall gekauft und war deshalb ins Zuchthaus gekommen. Vorbestraft war er nicht. In drei Tagen sollte er entlassen werden, und nie wieder wollte er zurück in dieses Haus. Das hatte er sich geschworen.

Jetzt steht er vor dem Wachtmeister und sagt ihm, daß er dem mit dem Kostabzug sein Mittagessen überlassen habe.

Der Beamte herrschte ihn an:

„Wissen Sie nicht, daß das verboten ist?“

„Doch, das weiß ich; aber er hatte so großen Hunger gehabt und eine ganze Woche schon kein Mittagessen. Da hab' ich's eben getan...“

Der Aufseher faucht förmlich vor Wut:

„Sie meinen wohl, weil Sie bald entlassen werden, existiert für Sie die Hausordnung nicht mehr? Da täuschen Sie sich aber, Sie Bürscherl, Sie!“

„Aber, Herr Wachtmeister, wegen so was wollen Sie mich melden? Sie sollten sich schämen, das zu tun!“

Er hatte vergessen, daß er im Zuchthaus war, und diesen Vorwurf in höchster Erregung ausgestoßen. Der Beamte packte ihn mit einem scharfen Griff am Arm und führte ihn hinaus. Drinnen im Saal steckten sie die Köpfe zusammen. Die wütend funkelnden Augen verrieten den dumpfen Groll, der in allen kochte. Aber sie hatten Furcht vor der Hausordnung, und diese Furcht war doch stärker als die anderen Empfindungen.

Strafrapport:

Der Fall war umständlich vorgetragen worden. Der Gefangene, der es gewagt hatte, einem Hungrigen von seinem Essen zu geben, ließ die Strafpredigt des Direktors über sich ergehen und zuckte nur leise zusammen, als sein Urteil verkündet wurde:

„Bis zur Entlassung in den Arrest, bei Wasser und Brot!“

Schweigend ließ er sich abführen. Der Aufseher schloß die Arrestzelle auf. Ein großer Eisenkäfig war dort eingebaut. Der einzige Einrichtungsgegenstand war ein Kübel in der Ecke. In diesem Käfig verbrachte der Gefangene die letzten drei Tage seiner Strafe und dachte darüber nach, ob es wohl besser sei, einem leidenden Bruder zu helfen, oder nur an sich zu denken...

Das Abzeichen

Von Hermann Mosebuch.

Ich lache oft, wenn ich Menschen sehe, die ihre Mütze oder den Rock mit Abzeichen aller Art geschmückt haben. Und doch reut mich noch heute der vor längerer Zeit erlittene Verlust eines solchen. Es war ein kleines rundes Abzeichen. Auf blauem Emaillegrund vier schneebedeckte Berggipfel. Darunter zwei sich umschlingende Hände, aus denen drei Alpenrosen in den blauen Aether streben. Auf weißem Grund schlingt sich um das Symbol die goldene Inschrift: „Touristenverein die Naturfreunde“.

Ein solches Abzeichen hatte ich nun verloren. Verloren bei einer Sonnenwendfeier im Bergischen Land. Mit Singen und Volkstänzen hatte wir die Nacht der Sonnenwende gefeiert. Das Feuer war erloschen und müde von dem Tanzen und Springen streckten wir uns gegen Morgen in die grüne Heide. Gewohnheitsmäßig griff ich nach dem Verschluß meines Wanderkittels. Da vermißte ich das Abzeichen. Ungeduldig und ohne Schlaf erwartete ich die Helligkeit des Tages. Dann aber mußten die Genossen beim Suchen helfen. Aber alles vergebens. Meine Stimmung war dahin. Nur wegen des Abzeichens, daß noch nicht einmal eine Mark kostet. Ja, nicht einmal eine Mark. Aber für mich doch so wertvoll, daß mir heute noch der Verlust leid ist. Denn dieses Abzeichen hatte seine Geschichte.

Es war Anfang Oktober 1925. Mit meinem Bruder und einem Kollegen aus Wittenberge walzte ich bei bestem Sonnenschein über die ungarische Grenze. Breit und staubig führte uns die Landstraße vorbei an abgeernteten Maisfeldern. Unser Ziel war zunächst Budapest. Von da wollten wir weiter nach dem Orient. Geld hatten wir nur wenig, dafür aber guten Humor und stets Hunger. In einem kleinen Landstädtchen kauften wir für wenig Geld Brot. Spiritus zum Kochen sowie etwas Geselchtes hatten wir noch von Oesterreich her mit. Kartoffeln und Tomaten gab es reichlich auf den Feldern links und rechts der Straße. Sollte der Hunger übergroß werden, nun, da gab es noch Wassermelonen genug auf den Aeckern.

So erreichten wir am 9. Oktober Budapest. Es dunkelte schon als wir in die Stadt kamen. Im Nepzalon (Volkshotel) fanden wir Unterkunft. Anderen Tags gingen wir nach dem Metallarbeiterverband in der Phökely utca. Wir erhielten Unterstützung und Schlafkarten für drei Tage. Der folgende Tag war ein Sonntag. Zwei jüngere ungarische Kollegen erboten sich freundlich, uns durch die Stadt zu führen. Sie sprachen gut Deutsch und in liebenswürdiger Weise erledigten sie sich ihrer Aufgabe. Wir besichtigten die Burg, Matthiaskirche und Fischerbastei. Hatten Gelegenheit das schöne Parlament zu bewundern. Noch viele Sehenswürdigkeiten zeigten sich uns. Eine Prozession, der wir begegneten, gestattete uns viele Rückschlüsse auf das einträgliche Zusammenwirken von Reaktion und Kirche. Die Schilderung der politischen Verhältnisse durch unsere Kollegen ließen mir die Errungenschaften der Revolution doppelt wertvoll erscheinen. So verbrachten wir den Tag mit Besichtigung der Stadt und Meinungsaustausch mit den ungarischen Freunden.

Für den Abend waren wir zu einem Vergnügen der Metallarbeiterjugend eingeladen. Hier nun beginnt die Geschichte des Abzeichens. Es war ein kleiner Versammlungssaal ohne besondere Schönheit. Eine kleine Kapelle saß vorn auf dem Podium und spielte lustige Tanzmelodien alter und neuer Art. An den Seiten standen schmale Bänke bereit zum ausruhen der eifrigen Tanzpaare. In der linken Saalecke aber saß ein uniformiertes Etwas. Ein Schutzmann. Er war sich wohl seiner lächerlichen Rolle bewußt, die er in diesem Kreis jugendfroher Menschen spielte. Er schlief. Aber so oft der Klavierspieler etwas stärker auf die Tasten schlug, schrak er auf und ließ seinen Späherblick durch den Saal schweifen. So schien er bereit, jede revolutionäre Regung niederzusäbeln.

Nur wenige Sekunden hatte ich Zeit, dieses zu erfassen. Denn bald nach unserem Eintritt wurden wir von den jungen Kollegen umringt und hatten vollauf zu tun, um die Händedrücke zu erwidern und die Kollegen Dolmetscher kamen in Schweiß, all die Fragen und Antworten zu übersetzen. Auf einmal fühlte ich eine Umarmung, so impulsiv und echt, und einen Händedruck, so fest wie ihn nur gute Freunde tauschen. Vor mir stand ein junger Genosse und seine leuchtenden Augen grüßten mich, als wäre ich sein bester Freund. Aber wir kannten uns doch nicht, hatten uns nie gesehen, nie von einander gehört. Konnten jetzt nicht einmal miteinander sprechen. Hatte doch jeder von uns eine andere Sprache.

Da sah ich an seinem Rock das Abzeichen. Und ich verstand den Gruß und die Sprache seiner Augen, verstand den Händedruck und seine Umarmungen. Nicht mir, euch allen, euch deutschen Proletariern galt der Gruß seiner Augen, der Druck seiner Hand und seine Umarmung. Und Freude und Glauben wuchsen riesengroß in mir. Noch einmal umarmten wir uns und seine Gestalt wuchs und vervielfältigte sich vor meinen Augen. Ich grüßte, umarmte das ungarische Proletariat. Die Idee der internationalen Klassenverbrüderung schlang um uns ihr rotes Band.

Und dann tauschten wir die Abzeichen. Impulsiv, fast gleichzeitig griffen wir beide danach. Diesmal brauchten wir keinen Dolmetscher.

Das ist die Geschichte von dem verlorenen Abzeichen und darum ist mir der Verlust heute noch leid. So oft erinnerte es mich an jenen Augenblick und verstärkte mein Vertrauen in den Sieg der völkerverbrüdernden Idee des Sozialismus.



Frühling in Sanssouci
Auf der Terrasse von Sanssouci und im Park Friedrich des Großen stehen die herrlichen Magnolienbäume in Blüte.

Das geht doch nicht!

Von A. De Nora.

Bob und Olly waren seit zwei Jahren verheiratet. Kameradschaftsehe. Olly lebte bei ihren Eltern, Bob in seiner Junggesellenbude. Er war Elektriker. Sie spielte Tennis.

Aber das sollte nun aufhören. Entrüstet hatte die junge Frau den Gatten aufgesucht.

Denke dir! Papa erklärt, wir müßten unseren eigenen Hausstand gründen. Er werde nicht mehr für mich schuften ..."

Wieso? Du bist doch seine Tochter".

„Ich sei deine Frau. Er stehe auf dem — veralterten — Standpunkt, daß der Mann für seine Frau zu sorgen habe".

„Wie begründet er das?"

„Mit nichts. Einfach: er habe genug. Ich soll entweder zu Hause mitarbeiten und die „Stütze" ersparen, oder — wie er sich ausdrückte — „bei dir faulenzen!" „Aber ich faulenze doch gar nicht!" hatte ich erwidert. Er: „So? Ist Tennis eine Arbeit?" „Und was für eine! Davon hast du keine Idee!" „Wieviel trägt sie?" „Unsummen! Ich trainiere auf Meisterschaft. Erst deutsche, — dann Europa, — dann die Olympiade. Eine Million Dollars sicher." „Schön, sagte er, „davon könnt ihr brillant leben. Nimm deine Million und geh!"

„Gemein!" knurrte Bob. „Weigert sich also, dich zu erhalten?"

„Glatt!"

„Wir werden ihn zwingen."

„Was willst du tun?"

„Mit ihm sprechen." Bob zog einen Revolver aus dem Nachttisch.

„Um Gottes willen, Bob! Ihn morden?"

„Wenn es sein muß."

„Das dulde ich nicht. Hörst du! Nimm alle Patronen heraus. Er wird auch ohnedies nachgeben. Ich kenne ihn. Blut fürchtet er mehr als Pleite."

Sie löste den Browning aus Bobs Fingern, ließ eine der sechs Kugeln nach der anderen in ihr Täschchen kollern und gab ihn dann zurück.

Der Bankier war nicht überrascht, als sein Schwiegersohn erschien.

„Du kommst wegen des neuen Arrangements!"

„Im Gegenteil. Wegen des alten."

„Meinst die Kameradschaftsehe ..."

„Sie meine ich. Olly wird dir erzählt haben ..."

„Lieber Vater, auf deine Mumienmarotten lassen wir uns nicht ein. Früher mögen Männchen ihr Weibchen ernährt haben. Heute gibt es Besseres zu tun. Ich brauche mein Geld für mich selber."

„Ich auch, Bob."

„Dann hättest du kein Kind bekommen dürfen. Wer Kinder hat, muß die Konsequenzen ziehen."

„Ach so, du hast keines ..."

„Selbstverständlich. Wie komme ich also dazu, deins zu füttern?"

„Und wie komme ich dazu, deine Frau zu pflegen?"

„Lassen wir das! Ich möchte einen Vertrag mit dir schließen ..." unterbrach Bobby und legte den Revolver vor sich hin.

Der Kommerzienrat erblaßte. „Was soll dies?"

„Der Füllfederhalter. Sechs Patronen darin".

„Verbrecher!"

„Man ist nicht mehr sentimental, Papa".

„Na, schön. Was soll ich unterschreiben?"

Ein Bogen Papier fand sich schnell, eine wirkliche Füllfeder desgleichen. Der Bankier wartete, der Sohn diktierte. Als man im reinen und das Abkommen in Bobs Tasche war, schob dieser lachend den Revolver hin:

„Was? Nicht geladen?" rief der Kommerzienrat, die Kammer untersuchend. Dann steckte er die Waffe ein: „So kann ich denn in Ruhe eine weitere Eröffnung machen: ich bin bankerott."

Bob wäre beinahe längst hingeschlagen.

„Dies der Grund meiner Weigerung, Olly zu erhalten!"

„Und dein Vertrag?"

„Völlig ungeladen! Keine Munition da! Ich bin fertig, blank ..."

„Verbrecher!"

„Man ist nicht mehr sentimental, Bob!"

Der stand auf, erwiderte kein Wort und ging.

Nun blieb freilich nichts übrig, als Olly mitzunehmen.

Das väterliche Gut wurde gepfändet. Papa hatte so gründlich abgehaust, daß ihm kein eigener Faden mehr gehörte.

Die Jungen aber richteten sich in einer kleinen Zweizimmerwohnung langsam ein. Sie hatten einiges aus dem Schiffbruch gerettet und fanden schließlich auch die Gemeinschaftsehe nicht übel. Man arbeitete zusammen, Olly gab Tennisstunden, Bob erfand. Die Erfindungen brachten zwar noch nicht viel ein, doch eines Tages würde das schon kommen. Eines Tages kam Papa Exbankier.

„Habe mit dir zu sprechen!" sagte er.

Bob setzte sich an den Tisch: „Und?"

Der Alte zog den Revolver, legte ihn vor sich hin.

„Füllfederhalter — zum Unterschreiben".

„Was unterschreiben?" frug Bob. Man konnte nicht entscheiden, ob seine Zähne knirschten oder klapperten.

„Ihr müßt Mama zu euch nehmen!"

„Was fällt dir ein?"

„Müßt für sie sorgen, bis auf weiteres"

„Und du?"

„Ich bin der Gatte".

„Na also ..."

„Kameradschaftsehe!"

„Wie komme ich dazu, die Frau meines Papas zu füttern?"

„Wie komme ich dazu, die Mutter deiner Frau zu pflegen?"

„Lassen wir das! Kurz und gut, willst du — oder nicht?" Ein Finger spielte kribbelig am Drücker. Bob unterschrieb. Dann sagte er:

„Gib mir den Revolver! Es mußte verhindert werden, daß man in seinem eigenen Hause ermordet wird ..."

„Glaubst du, ich hätte dich erschossen, Bob?"

„Wen sonst?"

„Mich selbst!"

„Nun, meinte Bob, es stehe noch immer nichts im Wege."

Der Alte lehnte höflich ab: „Für Mama ist jetzt gesorgt. Ich werde arbeiten. Und ... übrigens ..."

Er schob die Waffe voll Ekel weg.

„Ach so! Nicht geladen?" erinnerte sich der Junge.

„Im Gegenteil! Und ich ... schieße nicht gern auf mich mit geladener Pistole. Man könnte so leicht tot sein ..."

Bob hatte die Waffe an sich genommen und richtete jetzt ihre Mündung auf den anderen:

„Halloh, dann dreht sich das Blatt. Du nimmst sofort alles zurück — oder ich schieße."

„Was denn zurück?"

„Deine Erpressung, deine Frau ..."

„Denke nicht daran!"

„Weiß Gott, dann ..."

„Tu's nicht! Tu's nicht!" rief der Bankier und hielt die Hände vor. Aber Bob drückte ab ...

Es machte pick, wie wenn ein kleiner Vogel ein Körnchen auflieft.

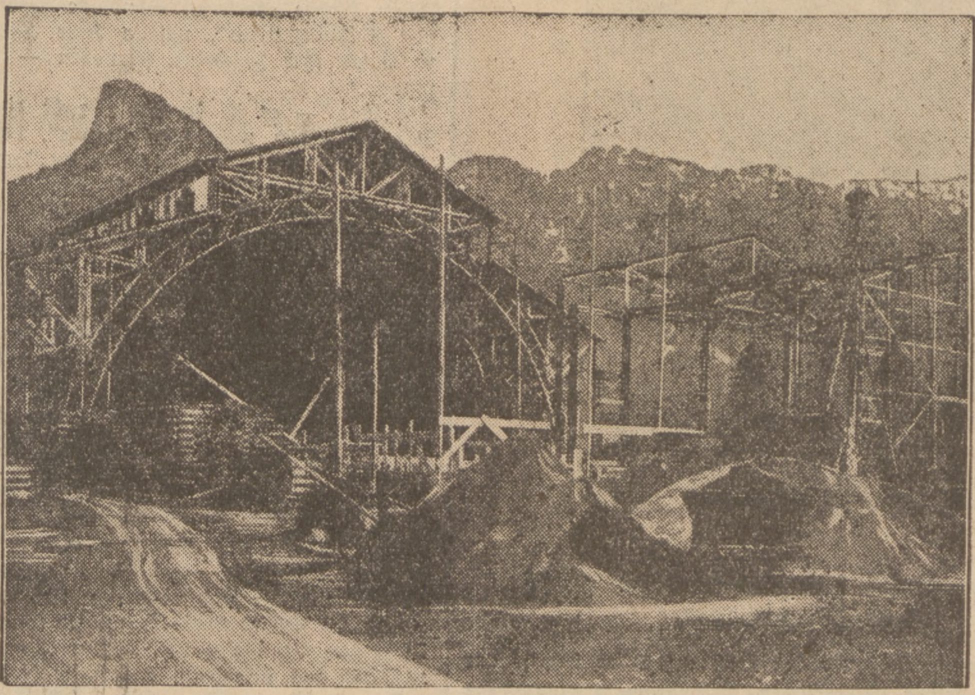
„Warnte ich dich nicht", sprach Papa ernst, leere Patronenhülsen abzufeuern?"

„Leere? Teufel nochmal! Du hast mich betrogen." Er warf das Schießzeug hin.

Papa lächelte: „Womit hätt' ich sie füllen sollen? Ohne Geld. Es ist derselbe Füllfederhalter, den du benützest. Unser gemeinsamer!"

Bob seufzte:

„Das geht doch nicht, zwei Familien — und nur ein Revolver!" ...



Oberammergau rüstet zu den nächstjährigen Passionsspielen

mit einem Umbau des Passionstheaters, dessen Zuschauerraum um weitere 800 Sitze vergrößert wird. (Links oben das Wahrzeichen von Oberammergau: der über 1300 Meter hohe Kofel).

Linda Compassi

Novelle von Corrado d'Errico.

Er las einmal, zweimal, dreimal. Dann war es ihm plötzlich, als ob das Bett zu zittern anfinge. Bald darauf zitterte auch der Kasten und nicht minder die Kommode. Er sah das ganze Zimmer wie durch einen Nebel, sah es in ständiger Bewegung, die aus einer fließenden allmählich eine kreisende wurde und die ihn, den Ingenieur und Commendatore Amadeus Compassi, zum Mittelpunkt hatte.

Dieser Zustand dauerte einige Sekunden, dann begann er abzuflauen. Das Bett, der Kasten, die Kommode und die übrigen Möbel beruhigten sich und sahen wieder genau so wie früher aus, das heißt, wie Möbel in einem bürgerlichen Schlafzimmer auszusehen pflegen. Was aber nicht wich, das war die Nebelwolke vor den Augen des Ingenieurs Amadeus Compassi, der mit nervösen Fingern ein Stück Papier zerknitterte, auseinanderzog und wieder zusammenballte, dieses furchtbare Stück Papier, das die Ursache des Möbelrotierens und des Nebelschleiers vor seinen Augen war.

Langsam jedoch begann sich die Verwirrung in seinem Hirn ein wenig zu ordnen und Denken und Ueberlegung traten in Tätigkeit. Allerhand kleine Episoden und Verdachtsmomente, die er früher mit souveräner Ueberlegenheit von sich gewiesen, bekamen jetzt wieder Leben und brachten die graue Hirnmasse des Ingenieurs in eine unerwartete und geradezu fieberhafte Tätigkeit. Ueberwältigt von der Macht dieser Gedanken, die auf ihn einstürmten, sank er, den wüsten Kopf zwischen den Händen, in einen Stuhl und begann zu überlegen, was da für einen Mann von Ehre zu machen sei. Es dauerte auch gar nicht lange und der Handlungsplan stand fix und fertig vor seiner gedemütigten Seele. Die übliche Tragödie war unausweislich ein Schuß für sie, einen für den anderen und zuletzt einen Schuß für sich selber. Einen anderen Ausweg sah er nicht.

Der Zettel war ja eine richtige und kategorische Einladung zu einem blutigen Fest. In lapidarer Eindeutigkeit war darauf zu lesen:

„Also heute, mein Liebling, nachmittags um vier. Ich liebe dich grenzenlos. Küsse."

Keine Unterschrift, kein Datum, nichts.

*

Während der Ingenieur Amadeus Compassi die Treppe hinunterstieg, dachte er intensiv darüber nach, wer wohl der Räuber seines Glücks, der Verfasser dieses verräterischen Zettels sein könnte, den er bei einem Fuß des Ehebettes, und zwar auf der Seite seiner Frau, gefunden hatte. Zweiunddreißig Verdächtige gingen ihm durch den Kopf, aber bei einem blieb er dann endgültig stehen. Es war dies der Advokaturskonzipent Lodoli, ein immer geschniegelter und gebügelter, vom Scheitel bis zur Sohle eleganter Mann, der erst vor kurzem das Doktorat gemacht hatte und der seit einiger Zeit mit schmachtenden Augen die junge Linda ansah, die viel zu schöne und zu junge Linda Compassi, die mit ihren 22 Jahren die Gattin eines fünfzigjährigen Ingenieurs war.

Er sah den Advokaten Lodoli schon in einer Blutlache liegen, als er in das wohlassortierte Geschäft trat, das seine Auslage knapp neben dem Haustor hatte. Dieser Laden gehörte dem Waffenhändler Cavaliere Santorre Archibusi, Hoflieferanten des königlichen Hauses.

Cavaliere Archibusi empfing ihn mit dem für die Kunden reservierten Lächeln, das aber im vorliegenden Falle um etliche 25 Prozent freundlicher war, als es sich ja um einen guten Bekannten und zugleich Wohnungsnachbar handelte. Er beeilte sich auch, den Ingenieur in verbindlichster Weise zu fragen, mit welchem Schießwerkzeug er ihm dienen könne.

„Ich möchte einen Revolver," sagte mit dumpfer, entfernt klingender Stimme der Ingenieur Commendatore Amadeus Compassi.

Keine zwei Minuten vergingen und schon lag auf dem Pult des Waffenhändlers eine große Anzahl verschiedener Revolver von 5 bis zu 35 Zentimeter Länge. Man konnte da vernickelte und matte Läufe sehen, Griffe aus Bein, Perlmutter und Ebenholz, Revolver mit fünf und sechs Schüssen, ja solche mit sieben, acht und zehn. Alles, was nur das Herz begehrt, war in dem Geschäft des Cavaliere Archibusi zu haben.

Der Ingenieur schaute mit unsicherem Blick die Waffenausstellung an und zögerte noch in der Wahl des Revolvers, der seine Ehre retten und drei Menschenleben vernichten sollte. Da der Geschäftsinhaber seine Unsicherheit sah, begann er einen Revolver nach dem andern vorzuführen und die Vorzüge jedes einzelnen anzupreisen.

„Kleine Rotationsrevolver. Fünf Schuß. Kaliber 6.35. Vortrefflich zum Einschüchtern. Kann in jeder Tasche getragen werden. Ist eine Waffe für den Smoking. 100 Lire."

Der Ingenieur schüttelte verneinend den Kopf.

„Sehr eleganter Revolver. Sechs Schuß. Griff aus Perlmutter. Kaliber ebenfalls 6.35. 120 Lire. Waffe für den Frack. Sehr beliebt zur Sicherheit beim Nachhausegehen von Redouten."

„Nein, das war nicht das richtige."

„Repetierrevolver. Fünf Schuß. 7.65 Kaliber. Belgisches Fabrikat. 150 Lire."

Der Ingenieur nahm den Revolver in die Hand und betrachtete ihn.

„Zu plump," sagte er, „und übrigens nur mit fünf Schuß." Kalt hatte er gedacht, daß ihm in der Aufregung der tragischen Vorgänge sehr leicht ein Schuß fehlgehen könnte.

„Original-Browning, automatisch," sagte der Waffenhändler beim nächsten Stück. „Kaliber 7.65, sieben Schuß, flach, leicht, vorzüglich in der Tasche zu tragen. 200 Lire."

Compassi nahm den Browning und besah ihn genau. Er steckte ihn ein, man merkte nicht einmal, das etwas in der Tasche war; er versuchte den Abzug, die Feder ging ganz unhörbar.

„Ist dieser Revolver auch zuverlässig?" fragte der Ingenieur.

„Es ist ein Original-Browning mit voller Garantie für absolute Schußpräzision," beeilte sich der Waffenhändler zu versichern.

„Kann man damit auch einen Menschen töten?"

„Ob man mit diesem Browning einen Menschen töten kann?" wiederholte der Cavaliere Santorre mit breitem Lächeln. „Ich würde mich schön bedanken, wenn man das an mir ausprobieren wollte."

„Gut, ich nehme also diesen Browning."

„Mit sieben Patronen?"

„Mit vierzehn."

Der Waffenhändler führte sieben Projektile in den Browning ein, die übrigen verpackte er gesondert, übergab dann alles dem Ingenieur und steckte zwei Banknoten zu 100 Lire in die Kasse. Die überzähligen sieben Patronen ließ er unberechnet und wehrte den Versuch des Ingenieurs, auch diese Kleinigkeit zu bezahlen, mit eleganter Geste ab.

Dann begleitete er den Kunden bis zum Ausgang, grüßte mit einer tiefen Verbeugung und trat wieder hinter das Pult, um die vierzig Waffen, die er dem Ingenieur Amadeus Compassi zur Auswahl vorgelegt hatte, auf ihren ursprünglichen Platz zu räumen.

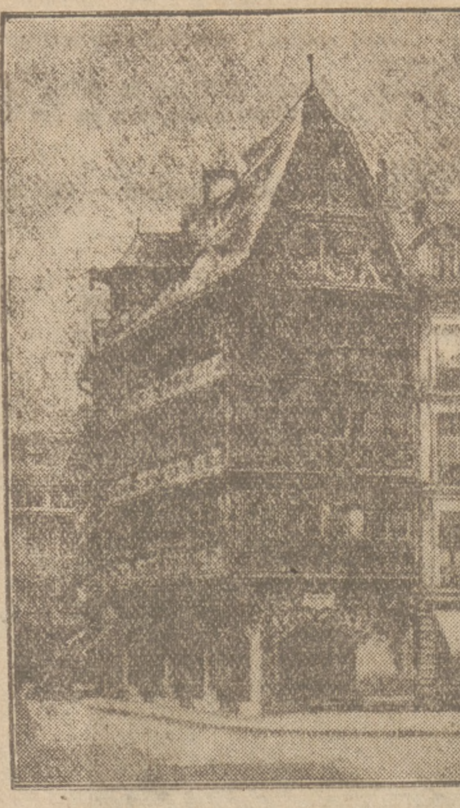
*

Zu Hause angekommen, sperrte sich der Ingenieur in sein Zimmer ein und prüfte zu allererst die Waffe. Sie war klein und viereckig und flößte ihm großes Vertrauen ein. Er steckte sie wieder in die Tasche und begann nachzudenken. Alles sprach für die Schuld von Linda und Lodoli; der Besuch des Konzipienten am vorherigen Abend, der verräterische Zettel, der Linda wohl aus der Tasche gefallen sein muß, und schließlich auch der Zeitpunkt des Rendezvous, der gerade auf den Nachmittag fiel, da er, der Ingenieur Amadeus Compassi, in dringenden Geschäften verreisen mußte. Es war, wie unzweifelhaft feststand, ein typischer Ehebruch, den man nicht anders als mit der Waffe erledigen konnte. Nach dieser Schlußfolgerung schaute der Commendatore auf die Uhr, es fehlten noch fünf Stunden bis zur Tragödie. Der zweiundzwanzigjährigen Linda, die ihm sagen kam, daß man früher speisen müsse, wenn er fortzufahren gedenke, verbarg er seinen furchtbaren Plan unter einem Lächeln. Er bat sie, noch ein wenig zu warten, da er einen Geschäftsbrief zu schreiben hätte. Dann nahm er einen Bogen und begann:

„Ich töte einen Menschen und mich zugleich, weil meine Liebe und meine Ehre in Trümmer gegangen sind."

*

Es war vier Uhr. Während der Ingenieur die Treppe hinaufstieg, bemerkte er wieder um sich jene drehende Bewegung, die er empfunden hatte, als ihm der Zettel in die Hände gefallen war. Der Schlüssel zitterte in seiner Hand, als er ihn geräuschlos einführen wollte. Dann stürzte er plötzlich ins Zimmer, den



Ein Denkmal deutscher Baukunst im Auslande

das in diesen Tagen, in denen der Verein für das Deutschtum im Ausland zu seiner alljährlichen Pfingsttagung zusammentritt, unser Gedenken verdient: Das aus dem 16. Jahrhundert stammende „Haus Kammerzell" im einst deutschen Straßburg.

Original-Browning mit sieben Projektten, Kaliber 7.65, in der geschlossenen Hand.

Linda arbeitete neben dem Fenster, ruhig und allein. Sie sprang auf, als sie ihren Mann mit hervorquellenden Augen und dem Revolver in der Hand hereinstürzen sah, und war auch prompt ohnmächtig.

Der Ingenieur wurde bleich, der Original-Browning fiel ihm aus der Hand und lag nun wie ein harmloses, ja, vollkommen unnützes Ding auf dem Boden. Linda war schuldlos, die Ehre unangetastet, die Liebe unberührt. Aber der Zettel, dieser furchtbare Zettel? . . .

Kaum hatte sich Linda erholt, als sie auch sofort alles aufklärte. Marianne, das Stubenmädchen, hatte sie diesen Nachmittag um Ausgang gebeten und war zwanzig Minuten vor vier Uhr fortgegangen. Sicher handelte es sich bei dem Zettel, von dem der Ingenieur mit abgerissenen Worten und ganz in Schweiß gebadet, sprach, um eine Liebesbotschaft an die Hausgehilfin.

Der Commandatore weinte. Tatsächlich waren auf dem Zettel ja keine Namen. Wie hatte er seine Linda, seine zweiundzwanzigjährige Linda, verdächtigen können, die nach der Abreise ihres Mannes ruhig zu Hause saß und mit vorbildlicher Emsigkeit arbeitete?

Ein Augenblick unsagbarer Süße folgte dem Vorausgegangenen. Die Möbel des Schlafzimmers, die sich von ähnlichen Einrichtungsgegenständen durchaus nicht unterschieden, standen ruhig und zeigten nicht die geringste Tendenz, sich zu drehen. Der Ingenieur schloß seine Frau mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit in die Arme, nahm dann den Original-Browning und trug ihn dem Waffenhändler zurück, der ihm, ohne zu zögern, und mit dem gleichen Lächeln, die 200 Lire zurückzahlte.

Vier Stunden später reiste Compassi ab und winkte vom Coupeefenster seiner Gattin zu, die unbeweglich auf dem Perron stand, die Augen vom Weinen rot.

Und so kam es, daß Santorre Archibusi, Hoflieferant des königlichen Hauses, die zweiundzwanzigjährige Frau Linda Compassi diesmal mit viereinhalbstündiger Verspätung an sein liebendes Herz drückte.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen.

Musik bleibt Musik

Von Huguette Garnier.

SPD. Herr Patrice und Herr Max verabschiedeten sich mit ausgesuchter Höflichkeit von den Damen, mit denen sie getanzt hatten, und trafen sich, wie zufällig, im Hintergrund des Saales.

„Puuuh —" seufzte der Herr Patrice und trocknete seine glänzende Stirn mit einem stark parfümierten Taschentuch ab. „Man könnte ebensogut Sandsäcke herumdrehen!"

„Entfettungskur", näselte Herr Max. „Sie sollten lieber zu Hause ihre Fußböden schrubben — das käme auf dasselbe hinaus."

„Naa — es ist immerhin recht günstig für uns, daß die Tanzerei ihnen mehr Spaß macht", bemerkte Herr Patrice. „Während der letzten Woche haben drei Tanzlokale in diesem Stadtteil zugemacht."

„Das kann uns ja schnuppe sein", sagte Max, „wir haben unser Stammpublikum, damit basta."

Und das stimmte. Das kleine Lokal, in dem die beiden als Berufstänzer angestellt waren, war weiß Gott nicht elegant, aber es hatte nun mal sein festes Publikum, das sich aus den besser situierten Frauen der Nachbarschaft zusammensetzte. Ueberreife und korpulente Damen mit Vierzimmerwohnung und Mädchen für alles besuchten das Tanzlokal, während die Männer hinter ihren Ladentischen standen oder sonst ihrer Berufsarbeit nachgingen. Die korpulenten Damen genossen ein Stündchen lang die Illusion, sich zu amüsieren.

Patrice und Max kannten sie alle und teilten sich brüderlich in sie. Wenn die Zeit des Abendessens sich näherte, gingen die braven Frauen nach Hause, ohne jedoch zu unterlassen, ihren eifrigen Kavalieren einen Geldschein zuzustecken — als Dank für aufmerksame und ritterliche Behandlung.

Das Lokal zeichnete sich unter Dutzenden von gleichartigen Etablissements dieses bescheidenen Genres nur durch eins aus: es besaß das beispiellos schlechteste Jazzorchester von Montparnasse und Montmartre. Die Gesellen, die die Instrumente bearbeiteten, spielten nur so drauf los, was das Zeug halten wollte. Das reinste Höllenkonzert.

Das Orchester setzte gerade wieder unter Entfaltung des gräßlichsten Lärms ein, und die Herren Max und Patrice tänzelten mit nachlässiger Grazie auf zwei der üppigsten Klientinnen zu, als sie überrascht stehen blieben. Der Grund ihres Erstaunens war ein ganz neuer Gast — eine kleine, ältliche Dame, mit einem Kleid, das ungefähr um 1900 Mode gewesen war. Das Kleid reichte bis über die Fußknöchel. Ihre Jacke war aus jener Zeit, als die Frauen noch „Figur" hatten, und ihr gutmütiges, rotes Gesicht war von grauem Haar umrahmt.

„Schau mal die an!" flüsterte Patrice.

Die Dame schlängelte sich verlegen zwischen den tanzenden Paaren hindurch. Dicht bei dem Musikpodium nahm sie Platz, bestellte Grenadine und verhielt sich ganz ruhig.

„Die muß man wohl auch auffordern", zischte Patrice, „viel Vergnügen!"

Kurz darauf stand Max dienernd an ihrem Tisch.

„Madame tanzen nicht?"

Sie antwortete nicht. Er wiederholte seine Frage, ohne eine Antwort zu erhalten.

„Vielleicht kann sie nicht Charleston tanzen", meinte Patrice. „Ich werde mein Heil versuchen, wenn ein Fox-trot kommt."

Aber Herr Patrice hatte ebensowenig Erfolg wie Herr Max.

„Die muß total verrückt sein!" sagte er wütend zu seinem Kollegen. „Die werden wir auch kaum wieder in unserem Lokal sehen."

Die kleine Dame aber erschien jeden Tag, setzte sich an denselben Tisch und bestellte dasselbe Getränk. Die Stammgäste versuchten, mit ihr ins Gespräch zu kommen — alles vergebens.

„Das ist ja wirklich toll", entrüstete sich Patrice, „sie tanzt nicht, sie spricht nicht — ja — wozu kommt sie denn überhaupt hierher?"

Eines Tages hatte das Etablissement einen neuen Dirigenten — einen temperamentsprühenden Burschen — bekommen. Mit pompösen Gebärden bestieg er das Podium und legte los. Wie ein Chock ging es durch sämtliche Gäste des Lokals. Das war nicht Musik — nicht mal von der zweifelhaften Art wie zuvor, das war Gebrüll — Donner — Geprassel — Delirieren — Erdbebengetöse . . .

Plötzlich nickte die alte Dame mit dem Kopf, und kristallklare Tränen perlten aus ihren Augen.

„Ach", sagte sie entzückt, „nun kann ich alles hören!"

Sie war nämlich schwerhörig. Tag für Tag hatte sie am Podium gesessen, um auf die wenigen Minuten zu warten, in denen Trompetengeschmetter, ein schrilles Pfeifen der Flöte, aufdringliches Gedudel des Saxophons oder süßes Banjogezirpe an ihr Ohr dringen würden, die stumme Welt, die sie umgab, zu beleben. Aber heute endlich, während alle anderen Gäste sich die Ohren zuhalten mußten, drangen die Töne ihr bis ins Herz hinein wie schmeichlerisch weicher Vogelgesang an einem Frühlingstage.

„Danke", sagte sie, würden Sie, bitte, dem Herrn Dirigenten von mir bestellen, daß er wundervoll spielt — und wenn er so fortfährt, werde ich jeden Tag kommen!"

Deutsch von M. Henniger-Anderson.

Verbrechen um Bücher

Von Hochstaplern und Bücherfreunden.

Der Hochstapler und Abenteurer, heißt er nun Cagliostro, Casanova oder Graf Saint-Germain, verblüfft seine Umgebung nicht allein durch gewinnende Allüren und ritterliche Liebenswürdigkeit. Alle zeitgenössischen Berichte betonen immer wieder, wie sehr die Wirkung dieser Persönlichkeiten gerade ihrer zur Schau getragenen Gelehrsamkeit oder wenigstens deren Anschein zuzuschreiben war.

Die Reihe glänzender, gewichtiger Bücherrücken gab den alchimistisch frisierten Betrügereien eines Cagliostro glaubwürdigen Anstrich. Von scheinbar riesenhafter Belesenheit geleitet, griff er willkürlich aus der Zahl seiner Bücher einige schwere, prachtvolle Folianten heraus und demonstrierte an Hand einiger beliebiger Textstellen die angebliche Wahrheit seiner unwahrscheinlichen Behauptungen. Große Summen flossen durch diesen Trick in die Taschen dieses Hochstaplers. Cagliostro behauptete, den Schlüssel der in diesen Werken ausgeführten Geheimnisse entdeckt zu haben und das „Lebenselixier" genau so leicht aus einigen minderwertigen Chemikalien herstellen zu können, wie aus wertlosem Metall Gold.

Casanova war kaum weniger kühn, als er einer Pariser Gräfin vorgaukelte, sie erst sterben lassen und dann in einen Jüngling verwandeln zu können. Das hat ihr den Tod, ihm aber ein Millionenvermögen eingetragen. Diese überraschende Beeinflussung gelang ihm dadurch, daß er aus einem für die Mystik grundlegenden Werke jene Stelle zitierte, die besagt, daß nie ein weibliches Wesen die tiefen Mysterien zu erkennen und zu deuten vermöge, es sei denn, daß die Berührung mit einem im Besitz eines bestimmten Schlüsselwortes befindlichen Genius das Weib durch einen scheinbaren Tod zu einem Jüngling emporläutere. Das Wagnis konnte natürlich nur einem Menschen von ganz eingehender Kenntnis der in Betracht kommenden Literatur gelingen.

Als Casanovas Geldmangel den Höhepunkt erreicht hatte, wollte ein Bauer ihm mehrere Fässer Wein verkaufen. Seine chemischen Kenntnisse bringen den großen Abenteurer auf eine glückliche Idee: er hat irgendwo gelesen, daß man durch Zusatz eines bestimmten Chemikaliums kleinere Mengen Wein dem Anschein nach verdreifachen könne. Er schlägt also dem Händler eine Wette vor, mit der Behauptung, im Besitz eines Geheimnisses zum mühelosen Reichwerden zu sein. Mit geheimnisvollem Gehabe und Getue vervielfacht er die Menge der Flüssigkeit, ohne ihrem Gehalt erkennbaren Abbruch zu tun, und läßt sich außer dem gewonnenen Betrage der Wette noch die Mitteilung des Geheimnisses bezahlen, das natürlich nicht den mindesten Wert besaß, und das jeder Varieteezauberer beherrscht.

Es gibt sogar Fälle, wo Menschen um Bücher betrogen, ja, gemordet haben. Man denke nur an den italienischen Carucci della Sommeia. Dieser Mann, ein bedeutender, als Sammler von Rang und Mitteln bekannter Wissenschaftler, kam in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Registrierung aller in den französischen Staatsbibliotheken enthaltenen Handschriften nach Frankreich und eignete sich dort überall große Mengen von Büchern an. Trotz mehrfacher Denunziationen waren ihm seine Diebstähle nicht sogleich nachzuweisen. Als bekannter Sammler durfte er es wagen, dem Britischen Museum in London und der Turiner Staatsbibliothek seine riesige Handschriftensammlung zum Ankauf zu unterbreiten, und schlug sie schließlich an einen englischen Lord los. Kleinere Posten und einzelne Stücke soll er außerdem in Frankreich selbst veräußert haben, bis man endlich nach fast zehn Jahren auf Grund mangelhafter Entfernung der Stempel die Anklage erheben konnte. Teils wegen seiner Flucht nach England, teils wegen erbrachter Kaufnachweise war er nicht sofort zu verurteilen. Wie immer, war auch hier ein Zufall von größter Bedeutung für die Aufklärung: Man fand im Hause des Sammlers Mengen von Bänden, über deren Ursprung kein Zweifel möglich war. Außerdem beschäftigte er einen Buchbinder, einen Meister in der Kunst, aus alten französischen altitalienische Bände entstehen zu lassen, während ein berüchtigter Handschriftenfälscher erfundene Widmungen und Herkunftsvermerke in die Bücher schmuggelte.

Die — langjährig angefochtene — Verurteilung hat den Schuldigen nie erreicht. Er war klug genug, sich dauernd im Auslande aufzuhalten, und besaß obendrein die Kühnheit, eine Anzahl Auktionen „seiner" Bücher, wenn auch unter Zuhilfenahme von Strohmännern, zu veranstalten. Eigenartig ist es übrigens, daß manche der auf besondere Manier von ihm und seinen Helfershelfern auf Seltenheitswert frisierten Bände, die durch das Zusammenbinden verschiedener Ausgaben als Unika wirken sollten, im Laufe der Zeit wirklich als kostbare Raritäten bewertet und gesucht worden sind.

Morde aus rein bibliomanen Motiven beging in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der spanische Mönch Don Vicente. Die damaligen politischen Wirren führten zur Brandschatzung seines Klosters. Vicente spielte den Räubern die kompakteren Schätze gegen Ueberlassung der Klosterbibliothek in die Hände und eröffnete mit dem geraubten Gut in Barcelona ein Antiquariat, ohne jedoch jemals ein seltenes Stück zu verkaufen. Um alles in der Welt war er dazu nicht zu bewegen. Nur wenige Werke gab er heraus, um dem Verhungern zu entrinnen. Dennoch fand sich eins der so verkauften Bücher nach dem anderen wieder in seinem Laden ein, bis Vicente 1836 zur Sühnung von — zehn Morden hingerichtet wurde, die er allesamt begangen hatte, um die einmal in seinem Besitz gewesenen seltenen Exemplare wiederzugewinnen. Wir finden hier also genau das gleiche Motiv wie bei dem Goldschmied Cardillac in der bekannten Novelle „Das Fräulein von Scudery" von E. T. A. Hoffmann. Ein Geständnis war von Vicente nur durch das Versprechen zu erwirken, daß seine Bücherei als Gesamtheit erhalten bleiben sollte. Er schloß etwa mit folgenden Worten: „Nur zum Besten der Wissenschaft versuchte ich, die unersetzlichen Bücher beisammenzuhalten. Alle Menschen müssen sterben. Also ist es einerlei, wann sie der Tod ereilt. Aber die seltenen Bücher dürfen nicht der Vernichtung preisgegeben werden."

Walter Anatole Persich.

Kleine Geschichten

Nacherzählt von Sigismund von Radecki.

Die übliche Verhaftung.

„Nun, Jim," fragt der Bürgermeister einen alten Rezidivisten, „was hat Euch denn wieder hierher geführt?"

„Zwei Policeman, Sir," war die ruhige Antwort.

„Betrunken, nehme ich an?" inquirierte der Bürgermeister weiter.

„Jawohl, Sir," sagte Jim ohne einen Muskel zu verziehen, „alle beide!"

*

Sie feiern Feste des Nichtwiedererkennens.

Der frühere Liebhaber eines Mädchens läutet an der Tür, da er mit ihrem Vater eine geschäftliche Unterredung hat. Der Zufall will es, daß sie ihm öffnet.

„Verzeihung," sagt der junge Mann mit äußerster Beherrschung seiner Nerven. „Fräulein Müller, wenn ich nicht irre? Ist Ihr Herr Vater zu Hause?"

„Nein, leider nicht. Wünschen Sie ihn persönlich zu sprechen?" fragt das junge Mädchen, ohne die leiseste Erkennung in den Augen.

„Jawohl. Besten Dank. Ich komme dann in diesen Tagen wieder. Adieu."

Aber das war denn doch zuviel. Als er auf der dritten Treppenstufe war, rief ihm das junge Mädchen nach:

„Entschuldigen Sie: welchen Namen darf ich meinem Vater melden, wenn er zurückkommt? . . ."



Auf dem Dach des Wolkenkratzers

Drei Mitglieder des berühmten Roxy-Balletts tanzen in Neuyork auf dem Dache eines Wolkenkratzers. Eine angenehme Umgebung, diese Turmbauten!

Freunde noch aus weiter Ferne zu rufen, viel feiner und sanfter als unsere leisesten Worte, sie fanden den Duft — die „Sprache der Blumen“. Die Naturforscher erzählen uns, daß der Geruchsinn der Schmetterlinge so fein ist, daß ein Schmetterlingsmännchen, vom Dufte des Weibchens angelockt, das man irgendwo am offenen Fenster eines Großstadthauses in einem Käfig gefangen hält, ihm bis in das innere Getriebe der Stadt nachfolgt. Wieviel eindringlicher noch aber weiß die Blume ihre Sehnsucht zum Ausdruck zu bringen, sie, die uns immer von neuem beweist, daß alle Schönheit in die Welt allein durch die Liebe kam. Sie hat es verstanden, selbst das, was wir sonst voll Scham verdecken, die Werkzeuge des Geschlechts, zum Sinnbild des Köstlichsten zu machen, das wir auf Erden kennen, womit wir die Stunden unserer reinsten Freude, unserer edelsten Trauer schmücken. In ihr ist die Demut des schweigenden Wartens, und nicht Bewußtsein ist der Sinn ihres Seins, sondern Empfindung.

Immer dichter rückt der Wald an die Wiese heran. Die Leiber seiner Bäume sind voll Neugier nach vorn gebeugt, als verlockte es ihn, die plumpen Füße auf ihren weichen Rasen zu setzen, während er mit tausend grünlauernden Augen auf ihren bunten Teppich niederstarrt und ihren menschlichen Schläfer.

Die heiße Luft der Mittagssonne flimmert in Wellen über den Wiesen. Schwirrend erklingen die Flügel der zahllosen Fliegen und Schmetterlinge. Käfer und Ameisen laufen emsig die Halme hinauf, die unter dem Gewicht ihrer Leiber wie vom Sturm geschüttelt auf- und niederschwanken. Hier klimmt ein summender Käfer auf die Spitze eines Stengels wie ein Gebetsrufer auf das Minarett einer Moschee. Das dunkle Läuten der Hummeln läßt melodisch die Luft erzittern, während sie trunken wie berauschte Zecher von Schenke zu Schenke taumeln. Aber nicht alle Blumen öffnen ihnen mit so harmloser Güte die geheimnisvoll duftenden Krüge. Es sind auch Böse unter ihnen, garstige, heimtückische Hexen und Mörder. Die gläsernen Haare der Brennesseln sind mit ätzender Ameisensäure gefüllt. Andere verspritzen Gift aus ihren Stacheln. Sanft und rosig leuchtet das Blütenköpfchen der Pechnelke wie ein schelmischer Backfisch, aber hinter ihrem schuldlosen Lächeln verbirgt sich eine teuflische Seele — sie ist eine kleine Grete Beier, die den von ihrer Schönheit verlockten kriechenden Liebhaber grausam tötet. An ihrem mit Pech behafteten Stengel bleibt der Aufwärtsklimmende zu furchtbarem Hungertode hängen, schlimmer als in allen Stacheldrähten des Krieges, und nur das fliegende Insekt darf die Gunst ihrer Blüte genießen. Ein Brotgeruch zieht von den Getreidefeldern herüber, und ein zärtlicher Windhauch streichelt die Halme. Er ist mit betäubendem Duft von zahllosen Pollen beladen, dem Blütenstaub all jener Tausende, die in ihrem Reichtum der Insekten nicht bedürfen, und in ihrer reinen „Windliebe“ auf zierlichen Fallschirmen als winzige Luftschiffer und Segler, schaukelnd, flatternd und schwebend mit einer schwefelgelben Wolke den heiteren Himmel füllen.

Die Luft singt, die Erde lauscht, das Gras surrt, während im glühenden Sonnenlicht die Blumen das heilige Fest ihrer Vermählung feiern. Ich rupfe einen Halm aus und nehme ihn in den Mund, das süße Blut der Gräser auf meiner Zunge zu fühlen. Und ich schließe die Augen, bis hinter meinen geschlossenen Lidern der feurige Himmel in roten und schwarzen Ringen rastlos zu kreisen beginnt. Träumend steige ich mit den Ameisen und Käfern ein Stockwerk tiefer in die Erde hinab, wandere zwischen den Wurzeln der Gräser und Pflanzen hindurch, die engen Gänge der Regenwürmer entlang, die kein Ende nehmen, und schaue vor den erbrochenen Kornkammern der Ameisen in einem Saal von samtschwarzer Erde ihre zürnende Volksversammlung.

Plötzlich weckt mich ein kühler Windstoß. Mit zerstochenen Gliedern und betäubt von Blütengeruch taumele ich auf. Wie lange habe ich geschlafen? Schon schneidet die Sonnenscheibe in den Waldrand. In der schweigenden Luft haben die spitzen Tüten der Ackerwinde sich zusammengefaltet. Die Skabiosen, die auf ihrem drahtdünnen Stiel wie der amethystene Stein einer Hutnadel glänzen, haben ihre Köpfchen vor dem Abendtau zur Erde gesenkt. Wie süß die Leichen der Blumen duften! Schrill und klagend tönt aus den Gräsern nur das Zirpen der Grille, die die Kastagnette ihrer Glieder hohl gegeneinander schlägt.

Eine Gewitterwolke schiebt ihren finsteren Rüssel über den Himmel und frißt alles Licht. Ein Windstoß brüllt. Ich suche tastend den Hut, um nach Hause zu eilen. Blätter fuchteln wie aufgeregte Hände in der Luft. Eichen schütteln die Fäuste, als erwachten die Pflanzen aus ihrer Verzauberung.

Stolpernd verfangen meine Füße sich in den Schlingen der Wurzeln. Als ich die Gartenpforte öffne, fallen die ersten schweren Regentropfen mir auf die Hand.

Armin T. Wegner.

Hauptmann Kaczmarek

Von Hermann Schützinger.

Pfingsten beim Stab des A. O. K. 10. Zwischen Montmedy und Dun an der Maas. Exzellenz ist prächtiger Laune. Der Küchenchef hat sein bestes getan und folgendes Menu angesagt: Kalbsbraten mit jungen Spargeln, Huhn mit Reis und ein guter Tropfen Chablis dazu. Das Landsturmbataillon Sangerhausen hat ein Doppelquartett vor das Stabsquartier seiner Exzellenz gestellt. Das singt voll Feiertagsstimmung in den schmalzigen Stimmen: „Draußen am Wiesenrand hocken drei Raben —“, „Ein feste Burg ist unser Gott —“ und „O heil'ger Geist kehr bei uns ein —“.

Sogar ein Pfingstbaum steht vor der Mairie, dem Generalstabsquartier und vor dem Pfarrhaus, dem Quartier seiner Exzellenz.

Alles schwimmt vor Feiertäglichkeit.

Nur der „Baustab“ der „Krimhilde“-Stellung läßt dem armen Muskoten keine Ruhe. Der befürchtet einen Durchbruch des Korps der Amerikaner und fordert unter Nichtachtung der Feiertagsruhe Reservetruppen zur Schanzarbeit an.

„Hauptmann Kaczmarek von der Siebenten ungarischen J. D. und das Gefangenenbataillon 378 rückt aus!“ befiehlt der erste Generalstabsoffizier.

In einer halben Stunde steht das ungarische Bataillon auf der Dorfstraße bereit. Der Hauptmann, ein langer, dürrer Geselle mit einer mächtigen Hakennase und einer kohlschwarzen „Zahnbürste“ im Gesicht, vorne dran. Kaczmarek tobt vor Zorn.

Ich beruhige ihn:

„Aber Herr Hauptmann, es geht doch nicht anders! Die Gruppe Marville besteht doch darauf, daß die neue Grabenlinie heut' abend bereits ausgehoben ist!“

„Aber geh', Kamerad! Muß denn dös grad heut am Pfingsten sein! Tu m'r doch den G'fall'n und zieh den saudumm' Befehl z'ruck!“

„Unmöglich! Ganz unmöglich! Die Exzellenz wirft mich sofort wieder zur Türe hinaus.“

„Aber Kamerad, sei doch nit faad! M'r waren doch gestern so fidel im Cafee du Midi beisamm', bei der kleinen Maruschka oder wie dös schwarz' Madel heißt hat. Ein feiner Kerl, nit wahr! Vadammt noch mal, wenn man da so an seine Alte in Ungarn denkt! —

„Also, das Bataillon marschiert über das Waldlager P. —“

„A prächtiger Bursch' — dös Maruschkerl, net wahr! Wer wohl heit nacht bei ihr war! Verdammt noch mal — — Da wird ei'm ganz heiß, wenn ma dran denkt!“

„Marschiert zum Waldlager P. — — —“

„Herrgott, seid ihr Deitsche aber a fade Bagag'! Net mal vom Maruschkerl kann ma reden, ohne daß du mit deinem faden Waldlager dazwischen kommst — —“

„Zum Waldlager P. — — übernimmt den Befehl über das Gefangenenbataillon 378.“

„Herrgott, nochmal! A Gefangenenbataillon aah no!! Weil ich mi doch saaa schwer g'nug tuuu mit meine Leit — halb Ungarn san's halb Schlowaken, halb Schlowenzen, halb vom Weaner Landl. Kann mich so kaum mit meine Zugführer verständigen, gar nit z'rede mit dem einfachen Mann. Und da solln jetzt na Russen und Engländer aa no dazu. — —“

„Jawohl. Russen, Engländer, Franzosen und Portugiesen. — Die Truppführer aber verstehen zum Teil recht gut deutsch.“

„Himmel nochmal! Wir müssen doch Rahmen abstecken, Sprenglöcher graben, Stollenbretter verpassen — und das alles mit dem Völkerhaufen, von dem koaner den andern richtig versteht —?“

„Geht nicht anders! Muß eben sein.“

„Ihr Deitsche seid ungemütliche Leit! Ihr nehmt den Krieg viel zu tragisch! Na und alsdann b'hüt di Gott. Halt, no was. Wie war's denn noch heit nacht im Cafee du Midi, erzähl' doch vom Maruschkerl. Das macht mehr Pläsier!“

Endlich trabt das Bataillon die Dorfstraße hinaus. Verdrossen und vom Zorn angefressen, wie es so üblich war am letzten Pfingstfest im großen Krieg.

Im Stabsquartier aber beginnt das Diner: Kalbsbraten mit jungen Spargeln, junges Huhn mit Reis, Chablis, Eisbombe a la Fürst Pückler. Mokka. In herrlichster Stimmung zieht seine Exzellenz seine Brasilzigarren aus der Litewka heraus und nickt in seinem Großvatersessel in den Schlaf hinein.

Ein Kraftwagen hämmert unterdessen zur Kontrolle der Ungarn in die „Krimhilde“-Stellung hinaus.

Das Bataillon hat die Gefangenentrupps auseinandergezogen und ist bereits im besten Zug. An jeder Arbeitsstelle aber radebrecht ein ungarischer Zugführer mit den Dolmetschern des Gefangenenbataillons und rauft sich die Haare aus:

„Sechzig zu dreißig — siebzig zu hundertfünfzig — Ruski noch nicht kapiert? Nix vastann? Rahmenholz 50 Zentimeter. Cinquante Zentimetre, Fifty Barutschik! Barutschik! Hallo! Hallo! Kapitän! Kommander!“

Endlich hat der Truppführer kapiert.

Hauptmann Kaczmarek steht ratlos dabei und fährt mich an in seiner sanften Art:

„Da sigst es, was de ang'richtet hast, Kam'rad! A jed's Stollenloch hat sei'n eigenen Dolmetscher und sein eignes Parlament. Zehn Minuten brauchst de, eh so ein Ochs kapiert! Und das noch am heiligen Pfingsttag! Wo der Feldkurat vom Heiligen Geist erzählt!“

„So. Einen Feldkurat habt ihr auch dabei?“

„Jawoll. Oben bei Marville ist er bereits in Funktion! Da ha'm die Idioten am offenen Feld geschanzt. Gleich haut eine dreißig Zentimeter mitten in den halboffenen Graben hinein. Zehn Tote! Komm her, schaug' ma rauf!“

Am Berg oben hat man rasch ein Grab gebuddelt. Tote stören die Arbeitsstimmung und den Feiertag. Darum schleunigst weg damit! Ein Sammelsurium von Uniformen liegt da unten beisammen, feldgrau, feldblau, gelbgrün und braunrot uniformiert. Der Feldkurat steht in grauem Umhang davor. Eben trompetet er los und wirft ungarische und tschechische Brocken in die Litanei:

„Das Pfingstfest ist ihnen zum Sterbetag geworden! Die Botschaft hat sie nicht mehr erreicht: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker — — —“

„So ein Rindvieh,“ brummt Kaczmarek und fährt mit den braunen Zigarettenfingern über die schwarzen Bartstoppeln hinweg. „Hat das Kamel denn keinen andern Predigttext?“

„Aba red'n ma von was anderm! Hast nix mehr vom Maruschkerl geheert?“

Pfingstwacht armer Fischer

Es mochte selten eine Nacht
So hart in tapfern Herzen dauern:
Die Furcht hielt um die Freude Wacht,
Der Geist begann den Weg in Mauern.
Das starke Blut ging wild und weit,
Es zuckte treuer Schmerz verlassen.
Sie bargen Mut in engen Gassen
Und flüchteten vor böser Zeit.

Wohl mochte mancher heiß die Hand
In seines Meisters Wunden legen —
Was solch ein Streben überwand,
Bleibt herber Qual erschrockenes Regen.
Und Blut und Kreuz sind Gegenwart
Im Heilandsweg verklärter Tage.
Die Liebe unterm Kreuz nennt Sage
Das Wort von seliger Himmelfahrt.

Die müde Nacht des Menschen schwieg,
Vom starren Gang der Not bezwungen,
Bis hell und hoch in Feuerzungen
Der Sturm der jungen Rede stieg.
Die arme Nacht war dunkler Gram
Und letztes klägliches Ermatten,
Bis aus dem Kreis gepeitschter Schatten
Die Flamme junger Freude kam.

Und wer's nicht weiß, der kämpft nicht gut:
Das größte Wort will stumme Rede,
Denn tüchtige Flamme zehrt an Glut —
Was sich empört, wird rechte Fehde.
Sie lehrten's uns auf mutiger Wacht —
Und eh' wir Tat des Geistes sprechen,
Soll erst aus letzten Strömen brechen,
Das Weh armseliger Menschennacht.

Franz Rothenfelder.

Volksfeste im Mai

Kein anderer Monat bietet dem volkskundlichen Sammler und Forscher, der an Hand von Sitten und Gebräuchen, von Wetterregeln und Fruchtbarkeitsvorschriften, von Spielen und Volksfesten das Leben zu ergründen sucht, eine so reiche Ausbeute wie der Mai. Es ist, als ob ein erster warmer Sonnenstrahl in die herbe, unausgeglichene Vorfrühlingszeit fiele und nicht nur die Natur, sondern auch das Innerste des Menschen zu neuem Leben erweckte. Eine starke, frohe Aktivität setzt ein.

Alles, was der erste wirkliche Frühlingsmonat bringt, wird mit Jubel begrüßt. Durch Regenzauber, durch Begießen von Maibaum und „Pfingstl“, durch Verjagen der schädlichen Dämonen mit Hilfe von Lärmumzügen und durch Abbrennen von Feuern sucht man der Natur nachzuhelfen, warme Sonne und befruchtenden Regen herbeizuzwingen. Die Passivität des Winters weicht einer ungeheuren Spannung, einer frohen Bewegtheit. Es ist bezeichnend, daß die kirchlichen Feiertage, die in den Mai fallen, im Volksleben vollkommen hinter der naturhaft bedingten Art, den Mai zu feiern, zurücktreten. Das Pfingstfest hat seinem rein kirchlichen Inhalt nach niemals Wurzel im Leben des Volkes gefaßt. Die Ausgießung des Heiligen Geistes hat das Volk stets als eine höchst verworrene, unklare Sache empfunden und sich deshalb nie so recht mit ihr befreundet. Selbst dann, wenn hier und da auf den Dörfern im strengen Banne der Tradition der Pfingstgottesdienst besucht wird und die Gemeinde den Gedankengängen des Predigers zu folgen sucht, beginnt das eigentliche Fest doch erst, nachdem sich die Kirchentüren geschlossen haben.

Dieses Fest aber steht jenseits aller kirchlichen Feierlichkeit. Es ist kindlich, ausgelassen, einfach und unkompliziert, wie die Menschen, die es schufen. Tanz und Gesang, Scherz und Spiel, Essen und Trinken bilden ihren Hauptinhalt. Volksfeste, Schützenfeste, Jahrmärkte, wie man sie vielfach noch heute in allen Gegenden Deutschlands findet, sind Reste dieser urwüchsigen Mai- und Pfingstfeiern. Vielleicht fußen sie auf uralten fröhlichen Frühlingsfesten, die unter dem Einfluß der Kirche als wüste „Hexentreiben und Teufelsspuk“ in Acht und Bann getan wurden und sich auf diese Weise in andrer Form am Leben erhielten. Bis heute lebt die Erinnerung daran weiter in der „Walpurgisnacht“, die dem 1. Mai vorausgeht, und in der nach christlicher Anschauung Hexen und Teufel ihr Wesen treiben. Das Volk hat auch diese Erinnerung heute ins Lustige umgedeutet, und das Verfolgen der kleinen Hexlein, die im Schmuck von Papiermützen durchs Dorf eilen, bildet bis heute in einigen Ge-



Vor 30 Jahren — erste Friedenskonferenz im Haag

Am 18. Mai jährt sich der Zusammentritt der ersten Haager Friedenskonferenz zum 30. Male. Die Konferenz, die auf Anregung des Zaren Nikolaus II. einberufen und von den Regierungen fast aller Kulturstaaten beschickt war, traf Vereinbarungen über die Rechte und Gebräuche des Landkrieges, über die Ausdehnung der Genfer Konvention auf den Seekrieg und über die schiedsgerichtliche Beilegung internationaler Konflikte. — Zu diesem Gedenktage zeigen wir das Gebäude des Internationalen Schiedshofes im Haag.

genden das größte Vergnügen der Dorfjugend, die diesen Tag kaum erwarten kann.

Ueberall ist der Mai ein Freudenmonat. In den kleinen Städten am Rhein und Main erhielt der Turmwächter, der durch sein weniger melodisches als lautes Hornblasen den ersten Storch oder die erste Schwalbe ankündigte, einen feierlichen Frühlingstrunk von der Gemeinde — ein Brauch, der auch heute noch an manchen Orten bekannt ist, wenn auch in anderer Form ausgeführt wird. Der Pfingstklötzl oder Pfingstbub, der Pfingstbutz oder Pfingstlümmel und wie die Verkörperungen des Fruchtbarkeits- und Frühlingsgeistes sonst noch heißen mögen — sie alle sind fröhliche, heitere Gestalten, phantasievolle Schöpfungen einer Weltanschauung, die mit der Natur in gleichem Rhythmus schwang und auch in unsere Zeit noch auf dem Lande im Einklang mit den natürlichen Geschehnissen lebt. Denn der Mai ist nicht allein Fröhlichkeit und Fest, Tanz und Schmaus, Liebespiel zwischen heiratsfähigen Dorfmädchen und ihren Verehrern, er ist auch außerordentlich bedeutsam für die Entwicklung der Ernte. Es gibt kaum einen Monat, an den so viele Wetterregel anknüpfen. Sie sind keineswegs Spielerei, sondern aus der Erfahrung geschöpfter Ausdruck der tiefen Sorge um die Zukunft, um die wirtschaftliche Lage.

„Maienregen auf Saaten,
Dann regnet es Dukaten."

„Viel Gewitter im Mai,
Dann singt der Bauer: Juchhei!"

„Mai kühl und naß
Füllt dem Bauer Scheun' und Faß."

Ungezählte Sprüchlein geben einen Einblick in die bäuerliche Welt. Die Wetterregeln werden von Geschlecht zu Geschlecht weitergetragen, und da sie auf der Erfahrung von Jahrzehnten und Jahrhunderten beruhen, genießen sie großes Ansehen.

Auch hier gibt es interessante Beispiele dafür, daß die kirchlichen Feiertage ihrem religiösen Inhalt nach niemals Wurzel im Volksleben gefaßt haben. Das Volk nimmt sie nur als Anhaltspunkte, als Merksteine, die den Wetterkalender in bestimmte Abschnitte einteilen. Die drei Heiligen Pankratius, Servatius und Bonifatius sind ihren christlichen Persönlichkeiten nach dem Volke gleichgültig. Nur als Anzeichen für Frost und rauhe Witterung sind sie im Volke lebendig, denn

„Pankraz, Servaz und Bonifaz
Schaffen Frost und Eis gern Platz."

Aehnlich wird der heilige Stanislaus, der Kalenderheilige des 7. Mai, behandelt:

„Wenn sich naht Sankt Stanislaus,
Hole die Kartoffeln raus!"

Ebenso geht es dem heiligen Urban am 25. Mai:

„Wenn Sankt Urban lacht,
So tun die Trauben weinen.
Tut Sankt Urban weinen,
So gibt's der Trauben kleinen."

Bezeichnend für die Einstellung des Volkes zu den christlichen Festen ist auch das folgende köstliche Sprüchlein:

„Der Bauer nach der alten Art
Trägt seinen Pelz bis Himmelfahrt,
Und tut ihm dann der Bauch noch weh,
So trägt er ihn bis Bartholmä."

So bieten die Feste des Mai einen außerordentlich interessanten Einblick in das Alltagsleben der Landbevölkerung. Das Volk kann wohl einmal lustig und ausgelassen sein und nach Herzenslust lachen und scherzen. Dann aber fordert die schwere, verantwortungsvolle Tätigkeit des Bauern wieder ihr Recht und prägt ihre Regeln, nach denen gearbeitet wird, unbekümmert um Kirchenheilige. Auch hier bewahrheitet sich der Satz von Karl Marx, daß das wirtschaftliche Prinzip, der harte Kampf ums tägliche Brot das menschliche Leben entscheidend beeinflussen. Mit dem Eintritt des Proletariats als Klasse in die Geschichte ist der 1. Mai zum Träger der weltumspannenden Menschheitsidee geworden.

Bannmeile von Paris

Die Familien-Pension. — Pariser Tanzboden. — Das wartende Mädchen.

Am Tor blieb ich stehen. Wo früher die Fortifikationen waren, sah ich nur Bauplatz und Trümmerhaufen. Und hinter mir, wo einst an Zufallshäusern schiefe Schenken klebten, erhoben sich stattliche Neubauten, halb schon bewohnt; auf den kahlen Fenstern der noch leeren Etagen waren weiße Kringel aus Leimfarbe zu sehen. Ich ging die Kirchhofsmauer entlang. Auf der andern Seite des Dammes, kurz ehe er im Sand der Landstraße aufhörte, erschien zwischen farbigen Baracken eine kleine Kneipe mit der Aufschrift „Mieux ici qu'en face". Ach, Lebensluft!

An der „Route" hat jeder seine Hütte gebaut, wie es ihm gefiel. Ein Neben- und Durcheinander von Dorfstrohdach, Farwestbiwak, Klebebau und Kletterbahn. Es ist wie in einem unaufgeräumten Kinderzimmer, die Kleinen sind fortgelaufen oder schlafen gegangen, ohne ihr Spielzeug einzupacken. Aus dem Stahlbaukasten stammen die Schuppen mit den gestapelten und herumliegenden Maschinenteilen für vorüberfahrende Autos, aus dem Holzbaukasten die hellblaue Bude des Schusters und die Bretterbalkons der falschen Schweizerhäuschen in den Krautgärten, aus dem Steinbaukasten die glatten und graupeligen Quadern, Ziegel und Zierstücke der kauzigen Villen. Und mitten in all dem Geschiebe, das Stein an Stein, Klotz an Klotz geschraubt, gepinnt und gebastelt ist, erheben sich plötzlich, umwuchert von Efeu und Weinlaub, Tempelsims und Statuennische eines stehengebliebenen, wirklichen Hauses im klassistischen Geschmack, das unbewohnt auf Abbruch wartet, mit bröckelnder Mauer und bemooster Schwelle.

Hier nimmt die Trambahn mich ein Stück über Land mit. Sie hält an dem braunen Akzisehäuschen, in dem aber kein Zöllner und kein Zoll mehr ist. Leer steht es an der Kreuzung zweier Chausseen. Ein paar Stationen weiter bin ich ausgestiegen, weil die Wegwende lockte. Da lag tief an der Straße eine Pension de famille. Mit ihrer schmalen Türseite stieß sie keilförmig an die Straßenecke und flankierte mit dem einzigen Stockwerk die Avenue und eine schräg aufsteigende Dorfstraße, die ins Grüne ging. Die Läden waren geschlossen, die Jalousien heruntergelassen, nur in ein Fenster konnte man ein wenig hineinsehen, darin stand eine leere Blumenvase. Ich konnte mir nicht denken, daß Menschen sich hier wirklich in Pension gaben, und hätte es doch gern selbst versucht. Ich ging den Landweg hinauf und kam an eine Gartenmauer. Auf deren Ecke hockte eine Art Belvedere. Die Wände des Fünfecks, das es bildete, bestanden aus rötlichem Kalkbewurf, den rohe, kaum entborkte, stellenweise nicht einmal entzweigte Baumäste durchkreuzten und hielten. Ich sah weiter hinauf zur Fensterwand. Sie war verdeckt von einer brüchigen Jalousie, welche das Geheimnisvolle eines Theatervorhangs hatte und blaugrün war wie Wasser unter Wasser angesehen. Das Blaugrün war so voll Erinnerung an, ich weiß noch nicht oder nicht mehr was, — vielleicht nur an sie selbst —, daß ich ganz müde wurde. Dann aber lenkte etwas im nächsten Garten unterhaltsam ab. Es war eine Wetterfahne aus roten und grünen Blechsegmenten, an deren Stange sich ein winziger Mechanismus befand: ein Rad, das über eine Winde läuft, von der zwei Puppen bewegt werden, die es zu drehen scheine. Derselbe Mechanismus bewegte einen Kreis winziger Aeroplane und ein kleines blechernes Pferderennen. Eine Gartenecke weiter, an der Vorstadtstraße, rief mich die rote Riesenzigarre in den Tabakverschleiß.

Als ich mir an dem ewigen Lämpchen, dem kleinen Vestafeuer des Alltags und aller, wie es in jedem solchen Verschank brennt, eine Zigarette anzündete, hörte ich Tanzmusik, und sah durch die hintere Glastür munter bewegte Schatten. Ich ging hin, öffnete, und stand vor einem runden Turm. Eine Inschrift verhieß oben Aussicht und versicherte, daß die Besteigung in die Consommation einbegriffen sei, aber mich lockte es nicht hinauf, sondern ins Erdgeschoß: da war der Boden festgestampfter Sand, da spielte ein Leierkasten „Ah les jolies roses". Helle Stimmen sangen den Reim „fraiches ecloses". Und dazu tanzten mit ihren Mädchen feldbraune und blaue Soldaten schon jetzt am frühen Nachmittag. Da fielen mir all die lieben abgebrauchten Reime von früher ein: „Elle etait brune — Et fand fortune" und „Tu es tendre — Tu n'peux pas m'comprende" (das war aus der Zeit, da man um Mädchenköpfe den schwarzbändrigen beguin sah). Und all die amour und jour, caresse ivresse, coeur bonheur (was sich genau wie Herz, Schmerz reimt und wohl ziemlich dasselbe meint).

Hinter einigen Paaren, die den Tanzboden verließen, her geriet ich auf einen gewundenen Dorfweg zwischen Gärten voll weißer und rosa Baumblüte. Das Blütenweiß kam so nah geflossen, daß ich kaum hinsehen konnte und ganz bedrängt geradeaus sah, den Schlängelpfad hinauf, der im Anstieg der Allee von Robinson endet. Da war der erste Ausschank dieser Schänkenstraße und daneben die Schießbude und der Laden mit Papptrompeten, Papierhüten und Confettischlangen eines beständigen Kinder- und Tageskarnevals. Zwischen Souvenirs lagen auf Postkartenstapeln genau solche Zwerghütten, wie der lustige Bettler eine auf hatte, der vor dem nächsten Restaurant auf seiner Trompete „Mon Paris" blies, den Leuten dort in den Lauben in ihre Vesper hinein, manchmal auch, die Trompete hebend zu denen, die in den berühmten Baumlogen saßen, hinauf. Diese Baumlogen gibt es noch immer. Sie sind gestützt auf breite Aeste alter Bäume, welche eine Eintischterrasse umgabeln, die von endrindeten Zweigen als Laubenstäben gerahmt ist. Es sitzen da oben nur noch vereinzelte Paare; die Sitte ist wohl überlebt, was ihr besonderen Reiz gibt.

Die Menge drängt zu dem Dancing in der oberen Halle des großen Restaurants und zu den Skatingrink unter den Pfeilern der Halle. In diese Belustigung seh ich hinein, und das, woran ich dabei lehne, ist der Stumpf des ältesten Baumes. Er hat eine Versinschrift, die berichtet, daß einst die Könige und mit ihnen Colbert nach der Jagd hier gerastet haben. Ja, es ist eine Sehenswürdigkeit, woran ich da lehne. Der Führer des Fremdenrundfahrtautos zeigt auf mich und den verpellten Stamm. Während das Auto weiterfährt, kommen andere ähnlich große daher, aber nicht mit Fremden, sondern voll weißer Brautjungfern und schwarzer Brautführer, buntseidner Mütter und hemdsärmeliger Väter, die sichs bequem gemacht haben. Und hinter diesen kleinere Wagen, wunderliche zu Automobilen umgearbeitete Gefährte; manchen sieht man an, daß es früher Schlächterwagen waren, die Fleischbank ist noch erkennbar.

Oben auf der Veranda der Halle finde ich mich zwischen Mädchen, die, vom Tanze ausruhend, Waffeln futtern, Gaufrettes genannt, frisch aus Topf und Form des Verkäufers. Andere haben tunesische Pralinen von dem Braunen im Turban oder Pommes frites von dem weißmützigen Koch heraufgeholt. Zwischen rosa und hellbraunem Flitter über auch einige Applikationskleidchen mit weißen Vögelchen und Zweigen auf farbigem Grund und hie und da staubiger Samt mit rosa Gürtelschleife Bocksprünge und Froschhupfer des Charlestons.

Ich habe einen Platz zum Sitzen gefunden, und sehe über meine Orangeade auf die fleißigen Arbeitsfinger einer, die etwas zu mir her kokettiert und dabei um so eifriger mit eben diesen Fingern ihren Nachbar-Liebsten karessiert, damit er nichts Unrechtes denke und ich mir nicht einbilde. Neben ihr die Freundin schaut ihrem Gesellen so nah ins Gesicht, wie es die Paare tun, die in den Wagen des Pariser Metro eng beieinander stehen.

Im Garten ist ein zweites Orchester. Wir sind im „Wahren Baum", drüben ist der „Große Baum", ein Stück weiter kommt der „Blaue Pavillon" und wegabwärts der „Gute Lafontaine". Ueberall wird getanzt. Auf der Weghöhe sehe ich junges Volk sogar ohne Musik tanzen. An den Tanzenden vorbei fahren scheckige Zufalls- und Sonntagsautos und ein paar alte Pferdewägelchen aus dem Wagenverleih, Esel laufen dazwischen, die Kinder tragen, und Sonntagspferde mit gehobenen Sonntagsreitern.

Ich bin noch ein paar Schritte die Straße hinaufgegangen bis zum Verleihbüro, an dessen Gartentor ein sanft wartendes Grauselchen angebunden träumt. Als es dämmerig wird, taucht ein Mann auf, der späten Gästen möblierte Zimmer zum Auf-dem-Lande-Bleiben vermieten will — auch dies Stück der gastlich schläfernden Welt Paris lockt zum Uebernachten. Aber heut scheint niemand hierbleiben zu wollen, alles drängt zu den Extraomnibussen, die zu den Toren der Stadt fahren. Solch ein Schub Sonntägler hat mich aufgenommen und heimgeschafft.

Nachher werde ich, in den Metraschacht umgebettet, unter der Erde hinab und wieder hinauf fahren, um am Montmartreabhang in dem kleinen Restaurant zu essen, wo man eng beieinander sitzt wie in der Schiffskajüte, werde vielleicht am Nebentisch wieder die Unschuld sehen mit den rasierten Augenbrauen, über die falsch hochgemalte gezogen sind, welche die Helligkeit der leergewordenen Stelle hervorheben. Und neben ihr die mit den ländlichen und schon so streng manikürten Händen, Händen, die mit wildgeröteten Nägeln neu elegante Bewegungen ausführen, die oft unterwegs stranden. Und einen Tisch weiter die Runde junger Leute, die „Copains", die miteinander und mit dem ganzen Zimmer reden und aus lauter Geselligkeit ihre Meinungen über das weibliche Geschlecht besonders laut werden lassen. Der gute Wirt am Ausschank wird sich helfend einmischen. Meinen Kaffee werde ich stehend am Bar Les Mandarins nehmen, unterm Plakat des horntrinkenden schnauzbärtigen Galliers aus Mazeville. Da wird — exotischer Trost — die Mulattin stehen und die Milchige, der auf der Schulter die Stoffblume schwimmt wie Seerosen auf einem Teich. Ueberm Platz draußen wird das Somnolplakat des Zahnarztes, schmerzlosen Schlaf verheißend, leuchten. Den Abstieg werde ich vielleicht noch unterbrechen in einem Cafee, nahe dem Kartenteppich alter Herren, und wartend sitzen wie ein Mädchen, das still seinen „Creme" trinkt, bis der Geliebte kommt.

Pfingsten

Dein Tag begann,
Deine Fluren lachen,
Laß, Arbeitsmann,
Deine Welt erwachen.

Im Sturmgebraus
Und von Feuerzungen
Ging werbend aus,
Was den Tag errungen.

Der Geist ist Glut
Aus hoffendem Schwehlen
Und will mit Mut
Dein Wandern beseelen.

Der Geist ist Brand,
Der die Welt entzündet
Und Sonnenland
Der Lebendigen gründet.

Du wirst im Licht
Aus stählenden Feuern
Das Angesicht
Der Erde erneuern.

Franz Rothenfelder.

Lustige Ecke

Lautsprecher im Bureau.

„Sehn'se, den einen Nachteil hat unser Radio: Man kommt im Dienst kaum mehr zum Schlafen!"

•

Schmeichelhaft.

Der neue Chefarzt der Irrenanstalt ging im Park spazieren, als einer der Patienten, höflich den Hut ziehend, sich ihm näherte und zu ihm sagte: „Herr Professor, wir mögen Sie alle viel lieber leiden als Ihren Vorgänger."

„Ach, das freut mich zu hören," entgegnete der Arzt freundlich, „aber warum denn eigentlich?"

„Ach, Herr Professor," meinte der Patient, „Sie sind so ganz wie unsereiner!"

•

Gute Mutter.

„Hallo, ist dort der Telephondienst? — Hören Sie mal zu! Ich lege meinen Hörer in Babys Bett. Wenn Baby aufwacht und schreit, dann rufen Sie mich bitte im Rommeyklub an!"



Der Heiligensee in Livland

dem Lande, das einst durch deutsche Siedler der Kultur erschlossen wurde.

alle Erholung wieder zunichte macht. Es geht hier um die Erhaltung des Volkswohles und da ist es Pflicht jedes einzelnen, für eine bessere Entlohnung des Arbeiters einzutreten, die eine Beseitigung des bestehenden Elends verbürgt. Dann erübrigen sich auch selbst noch so gut gemeinte Kinderholungsheime.

Aus der Magistratssitzung. Zur letzten Sitzung des Magistrats fand sich als besonderer Besuch ein Abgeordneter des Bischofs Lisiecki ein, der im Auftrage dessen der Stadt für den Empfang beim Besuch und die sonst erwiesenen Huldigungen den Dank aussprach. Er entfernte sich, nachdem Bürgermeister Dubiel auch seinerseits mit Dankesworten erwiderte. Die Sitzung beschloß sodann für den Gesangverein der Magistratsangestellten zum Besuch der Posener Ausstellung eine Subvention von 2000 Zloty. Die Installationsarbeiten an der neuen Handelsschule sind der Firma Mohr übertragen. Die Lieferung von Fenstern und Türen für dasselbe Gebäude, die ein Objekt von 163 000 Zl. darstellen, ist den Firmen Folwaczny, Mayer, Marcoll und Ginzer aufgetragen. Weiter beschloß der Magistrat 12 Schulen je 75 Zloty zu bewilligen, zum Zwecke der Instandsetzung der Schulgärten. Dieser Betrag ist nur gedacht zur Bestreitung der Anschaffungskosten für Werkzeuge, da die Arbeiten in den Gärten jeweils von den Schulkindern bewerkstelligt werden soll. Daß man sich endlich dazu aufschwang ist zu begrüßen, denn wenn diese Einrichtungen früher stets in Ordnung gehalten wurden, so machten sie jetzt einen sehr verwahrlosten Eindruck. Im Interesse der Schüler, denen solche Grünanlagen im Lehrfach ergänzend dienen sollen, war diese Maßnahme durchaus notwendig.

Arbeitslosenstatistik. Im Laufe der Woche vom 9. bis 15. Mai ist die Zahl der Arbeitslosen um 35 zurückgegangen. Sie betrug am Ende der Berichtswoche 1404 und setzt sich zusammen aus 964 männlichen und 440 weiblichen Personen. Von ihnen beziehen 534 Unterstützung. Hinsichtlich des Ab- und Zuganges entwickelte es sich so, daß 206 Arbeitslosen Stellen vermittelt werden konnten, während 171 Neuanmeldungen infolge Arbeitsmangel zu verzeichnen sind.

Bevölkerungsziffern. Am 31. März d. Js. zählte Königshütte 88 601 Einwohner, welche Zahl sich am Ende des Monats April auf 88 722 steigerte. Zugezogen waren im Laufe des letztgenannten Monats 527 und abgewandert 445 Personen. Hinzu kommen weiter 128 Neugeburten und ab 89 Sterbefälle. Demgemäß ist ein reiner Zuwachs von 121 Personen zu verzeichnen.

Selbstmord beging am 16. d. Mts. die ledige Marie Sliwa, frühere Köchin im Obdachlosenheim, indem sie eine größere Menge Lysol trank. Sie wurde, nachdem sie Straßenpassanten fanden, ins Knappschaftslazarett eingeliefert, wo sie kurz darauf verstarb.

Siemianowitz

Lohnkrawalle auf Baingowschacht.

Ueber 60 Mann der dortigen Belegschaft sammelten sich im Zechenhaus und verlangten sofortige Lohnregelung. Häuer vor hohen Pfeilern hatten mit Ueberleistung bei 26 verfahrenen Schichten einen Gesamtverdienst von 290 Zloty aufzuweisen, während die Häuer sich ihren Durchschnittsverdienst auf 19 Zloty pro Schicht errechneten, wurde ihnen der Lohn auf Anordnung des menschenfreundlichen Direktors auf 1 Zloty über den Tariflohn gekürzt. Die Angriffe der Arbeiter gegen die unteren Betriebsbeamten sind damit nicht gerechtfertigt. Die Mißhandlung des Steigers F. vom vorhergehenden Tage war bestimmt nicht am Platze. Allerdings erwartet man von dem direkten Vorgesetzten des Bergmanns so viel Rückgrat, daß er das Ansinnen seiner sozialrückständigen Vorgesetzten, die Löhne betrügerischerweise zu kürzen, glattweg ablehnt, oder aber die Verantwortung seinem Vorgesetzten überläßt. Die Folge dieser verkehrten Lohnkürzung auf Baingowschacht war eine Massenabkehr von Arbeitern; sogar Häuer mit 23jähriger Arbeitszeit verlangen die Entlassung. Die Füller wieder verweigern die Arbeit vor Ort infolge der niedrigen Löhne.

Schornsteinfegerbezirke. Die Gemeinde Siemianowitz ist in zwei Schornsteinfegerbezirke eingeteilt, und zwar in den westlichen 6. und in den östlichen 7. Bezirk. Der Bezirk 6 umfaßt den westlichen Teil der Ortschaft Siemianowitz einschließlich dem Bienhofpark, führt über Wandakolonie bis an den Bahnhof und grenzt in der Richtung des Straßenbahngleises und der alten Hüttenstraße. Zu dem Bezirk gehören ferner die Ortschaften Baingow, Przelaika und Michalkowitz östlich der Kirchstraße. Der Schornsteinfegerbezirk 7 umfaßt den östlichen Teil von Siemianowitz, geht über den Sarahschacht, schließt den östlichen Teil der Wandastraße von der Hausnummer 25 sowie die Hugokolonie und schließt östlich der Straßenbahnlinie ab. Zu diesem Bezirk gehören der westliche Teil von Eichenau bis an die Kläranlage, einschließlich dem Bahnhof Eichenau. Diese beiden Bezirke unterstehen zwei verschiedenen Schornsteinfegermeistern. Weitere neue Bezirke sind: Bezirk 1 Neudorf, 2 Zalenze, 3 Chorzow, 4 Hohenlohe, 5 Bogutschütz, 8 Rosdzin, 9 Myslowitz, 10 Gieschewald; die Gemeinden Brynow, Radoschau und ein Teil von Kochlowitz gehören, soweit sie nicht vom Bezirk 1 erfaßt sind, zum Bezirk 4 Kattowitz.

Wieder enorme Zugverspätungen. Mit dem Einsetzen des neuen Fahrplanes setzen auch wieder prompt Zugverspätungen ein. So fährt der Personenzug 7,10 von Siemianowitz mit konstanter Bosheit in Kattowitz mit einer Verspätung von 15—20 Minuten ein, welche auf der Station Bogutschütz entsteht. Man muß es als selbstverständlich annehmen, daß nicht schon allein das schlechte Wetter oder die Ostwindrichtung (Windstärke 4) die Verspätung verursacht.

Apothekendienst am Sonntag: Stadtapotheke; am Montag: Berg- und Hüttenapotheke.

Myslowitz

Lohnreduzierungen auf der Myslowitzgrube.

Auf der Mylowitzgrube werden die Löhne nach unten „erhöht". Es hat mehrere Monate gedauert, bis man sich endlich entschloß, den Arbeitern im schlesischen Bergbau einige Brocken hinzuwerfen in der Form der fünfprozentigen Lohnerhöhung. Gleichzeitig wurde der Kohlenpreis erhöht und die Kapitalisten verdienten dabei noch 2 Prozent, weil die Lohnerhöhung der Kohlenpreiserhöhung um 2 Prozent nachsteht. Doch wollen sie jetzt den Arbeitern die fünfprozentige Lohnerhöhung nicht gewähren und schnüffeln daran nach allen Regeln der Kunst herum. Die Arbeiter, die nach der Tagesschicht entlohnt werden, müssen die fünfprozentige Lohnerhöhung erhalten, aber die Akkordarbeiter gehen leer aus. Auf der Myslowitzgrube ist man sogar noch weiter gegangen und führt seit einer Woche Lohnreduzierungen durch, anstatt diese zu erhöhen. In der Steigerabteilung Kilian und Richter erhielten die Akkordarbeiter von einem Kohlenwagen 96 Groschen. Plötzlich wurden die Akkordsätze von 96 auf 87 Groschen herabgesetzt. Der Arbeiter bemächtigte sich ob dieser Lohnreduzierung eine große Aufregung. Sie gingen zum Steiger Kilian und frugen nach der Ursache der Akkordkürzungen, aber sie kamen schlecht an. Steiger Kilian machte den Mund weit auf und sagte, wenn es den Arbeitern nicht paßt, so können sie auf Ewaldschacht gehen. Auf dem Ewaldschacht werden die Verschlemmungsarbeiten ausgeführt und gewöhnlich schickt man dort solche Arbeiter hin, die sich auf der Grube etwas zuschulden kommen ließen. In diesem Falle bestand das „Verbrechen" der Arbeiter darin, daß sie nach ihren Rechten sahen und sich erkundigen wollten, auf Grund welcher Vereinbarung ihnen die Löhne gekürzt werden. Sie haben doch von Lohnerhöhungen im schlesischen Bergbau gehört und diese Lohnerhöhung, wenn sie noch so elend ausgefallen ist, gebührt ihnen nach Schiedsspruch genau so wie allen anderen, aber anstatt eine Erhöhung kam die Herabsetzung der Akkordsätze. Die Arbeiter haben sich mit einer Beschwerde an den Betriebsrat gewendet und dieser hat bei der Direktion wegen dieser Sache vorsprechen sollen. Wie weit heute die Sache steht, entzieht sich unserer Kenntnis, jedenfalls werden wir sie im Auge behalten. Es geht nicht an, gerade jetzt in der schwersten Zeit noch Lohnreduzierungen vornehmen zu wollen. Klettern doch alle Lebensmittel jeden Tag höher und höher und den Arbeitern werden die Löhne gekürzt. Das sieht verdammt nach einer Provokation aus. Oder will man für die Amerikaner schon heute vorbauen? Es wird davon gesprochen, daß vom neuen Jahre ab die Gruben unter die Verwaltung der Amerikaner kommen sollen und da will man wahrscheinlich die amerikanischen Methoden beizeiten einführen.

Auf der schwarzen Tafel wird nicht mehr geschrieben. Im Zechenhause auf der Myslowitzgrube hängt eine schwarze Tafel, auf der früher immer die Unglücksfälle angezeigt wurden. Seit Januar 1929 wird auf der schwarzen Tafel nichts mehr angezeigt und die Ursache soll ein Artikel im „Volkswille" sein. Der „Volkswille" brachte im Monat Dezember v. J. eine Notiz über die Unglücksfälle im Monat November, in welchem 63 Unglücksfälle vorgekommen waren. Seit dieser Zeit, als unsere Notiz erschienen ist, wird auf der Tafel nichts mehr angezeigt. Hat die Grubenverwaltung etwa Angst, daß die Unglücksfälle veröffentlicht werden? Das würde nur beweisen, daß auf der Grube etwas nicht in Ordnung ist und das wollen wir nicht annehmen.

Meldungen für die Minderheitsschule in Rosdzin-Schoppinitz. Die Anmeldungen der schulpflichtigen Kinder für die deutsche Minderheitsschule in Rosdzin-Schoppinitz hat in der Zeit vom 21. bis 25 Mai und am 27. Mai zu erfolgen und zwar für diejenigen Kinder, welche die Minderheitsschule in Rosdzin besuchen werden in der Schule II zu Rosdzin, für diejenigen die in Schoppinitz schulpflichtig sind in der Schule III in Schoppinitz. Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß der Vater des Kindes selbst die Anmeldung zu vollziehen hat. In anderen Fällen ist nur der gesetzliche Erziehungsberechtigte (die Witwe nach dem verstorbenen Manne, der Vormund, die erziehungsberechtigte Mutter des Kindes bei unehelich. Kindern) zur Anmeldung berechtigt. Bei den Anmeldungen ist neben die Unterschrift das jeweilige Verhältnis des Erziehungsberechtigten zum angemeldeten Kinden anzuführen, weil letzthin viele Anmeldungen auf Grund des Fehlens dieser Angabe für ungültig erklärt worden sind. Die Anmeldung hat in beiden Schulen in den Vormittagsstunden von 8—10 Uhr zu erfolgen. Dasselbe gilt für die Ummeldung aus der polnischen in die deutsche Schule, was an den oben angeführten Tagen und zur selben Zeit zu erfolgen hat. Der 27. Mai d. Js. ist der endgültige Anmeldetermin. Auf das Befragen nach der Staatsangehörigkeit ist es falsch zu sagen: Oberschlesier! Dieses führt gleichfalls zur Ungültigkeitserklärung der Anmeldung. Es gibt nur polnische Staatsangehörige, die bei dieser Schulanmeldung ihre Pflicht auf ihr Recht ausführen, wie sie stets ihre Pflicht zu erfüllen wissen. —h.

Geschäftliches

Millionen Zentner Ruß und Staub verlassen täglich die Schornsteine, um sich überall einzunisten und Bakterienbrutstätten zu werden. Staub und Schmutz aber sind Feinde des Menschen. Ihnen gilt ein ewiger Kampf, der gerade jetzt wieder in den Hausputztagen ganz besondere Formen annimmt. Energisch rückt man allem zu Leibe. Zu den guten Geistern des Hausputzes gehört vor allem das wegen seiner großen Reinigungs- und Desinfektionskraft so sehr geschätzte Persil, das selbst die gefährlichsten Keime rasch und sicher unschädlich macht und im Verein mit Henko und Ata für wenig Geld behagliche Frische ins Heim bringt. Wo Sauberkeit herrscht, da wohnt sich's gesund!

Hoffenden Frauen und jungen Müttern verhilft das natürliche „Franz-Josef"-Bitterwasser zu geregelter Magen- und Darmtätigkeit. Die Hauptvertreter der neuzeitlichen Frauenheilkunde haben das **Franz-Josef-Wasser** in einer sehr großen Zahl von Fällen als rasch, zuverlässig und schmerzlos wirkend erprobt. — Zu haben in Apotheken und Drogerien.

Leichtsinn in wirtschaftlichen Dingen, ist im Berufs- wie im Privatleben gleich nachteilig. Ernste und besonnene Menschen bringen ihre Ansprüche mit den verfügbaren Mitteln in Einklang und vermeiden vor allem überflüssige Ausgaben. Häufige Schuhreparaturen, besonders der Absätze, lassen sich durch Berson-Gummiabsätze vermeiden. Berson sind billiger als Lederabsätze, halten doppelt so lange und schonen durch ihre hohe Elastizität die Schuhe dort, wo sie am meisten beansprucht werden. Berson-Gummiabsätze sollten praktische und sparsame Menschen immer tragen.

Was der Rundfunk bringt.

Kattowitz — Welle 416.

Sonntag. 10.15: Uebertragung des Gottesdienstes. 14: Vorträge. 15.15: Konzert von Warschau. 17.30: Vortrag. 18.20: Literaturstunde. 20.15: Uebertragung aus Posen. 23: Tanzmusik.

Montag. 12.10: Konzert. 14: Vorträge. 15.15: Von Warschau. 17.30: Vorträge. 20.15 Programm von Posen. 23.00: Plauderei in französischer Sprache.

Warschau — Welle 1415.

Sonntag. 10.15: Uebertragung aus Posen. 14: Vorträge. 15.15: Konzert der Warschauer Philharmonie. 17.30: Vorträge. 18.20: Militärkonzert. 19.29: Vortrag. 20.15: Uebertragung aus Posen. 23: Tanzmusik.

Montag. 10.15: Uebertragung aus der Posener Kathedrale. 12.10: Konzert der Philharmonie. 14: Vorträge. 15.15: Konzert der Warschauer Philharmonie. 17.05: Vorträge. 18.20: Literarisch-musikalische Veranstaltung. 19.20: Vortrag. Berichte.

Gleiwitz Welle 326.4. **Breslau Welle 321.2.**

Sonntag, 19. Mai. 6,30: Uebertragung aus Berlin: Morgenkonzert. 8,45: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 11: Katholische Morgenfeier. 12: Konzert. 14: Rätselfunk. 14,10: Wie der Schnoabel gewaxen. 14,35: Schachfunk. 15: Stunde des Landwirts. 15,25: Kinderstunde. 16: Nachmittagsunterhaltung. 16,30: Flirt zwei Hörszenen 17: Uebertragung aus dem Hotel und Kaffee „Vier Jahreszeiten": Unterhaltungsmusik. 17,45: Ein wenig Humor. 18: Klaviermusik. 18,30: Historische Skizzen. 19: Der geistliche Maien. 19,50: Menschen und Tücken. 20.15: Sinfonietta. Anschließend: Abendunterhaltung und Abendberichte.

Montag, 20. Mai. 8.45: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 9: Morgenkonzert mit Schallplatten. 11: Uebertragung aus Gleiwitz: Evangelische Morgenfeier. 12: Mittagskonzert. 14.30: Martin Raschke. 14.55: Feierstunden auf dem Lande. 15.20: Kasperle und Prinzessin Trauerweide. 15.50: Nachmittagsunterhaltung. 16.55: Uebertragung aus dem Hotel „Haus Monopol", Breslau: Tanzmusik. 17.35: Schlesische Schwänke und Schnurren. 18: Lieder. 18.40: Abt. Welt und Wanderung. 19.05: Das achte Kind Gottes. Leben des Tischlers Karl Bell. 19.30: Uebertragung aus der Staatsoper Unter den Linden, Berlin: Hoffmanns Erzählungen. Phantastische Oper in vier Akten. Anschließend: Die Abendberichte. Sodann bis 24: Uebertragung aus Berlin: Tanzmusik.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzytki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse" Sp. z ogr odp., Katowice; Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Rätsel-Ecke

Diamanträtsel

A
A A A
A A A A A
A B B B C C D
D D E E E E E F G
H H H I I I I I J J K
L L M N N N N N N
N O O O O S S
S S S S S
T T W
Z

Richtig geordnet, ergeben die wagerechten Reihen: 1. Konsonant, 2. Fluß in Baden, 3. Teil des Rades, 4. deutscher Bildhauer, 5. Operette von Suppee, 6. Kurort in der Tschechoslowakei, 7. Menschenfresser, 8. Stadt in Sizilien, 9. Naturerscheinung, 10. Brennstoff, 11. Konsonant. Die mittelste wagerechte und senkrechte Reihe sind gleichlautend.

Silbenrätsel

Aus den Silben:
a — an — bak — bel — bier — bu — da — dert — des — drei — e — en — en — en — er — ge — ge — hun — i — lieg — lin — lu — mi — ne — nal — nei — ni — nitz — ra — re — ri — rü — sa — se — so — te — te — ten — ter — tum — tri — um — va — wie — zi
sind 17 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben von oben nach unten gelesen, einen Spruch ergeben.

1. Kornwurm. 2. Benennung für Irrtum. 3. Verweis. 4. Zahl. 5. Metall. 6. Waschmittel. 7. preuß. Regierungsbezirk. 8. Staatenbund. 9. Krankheitserreger. 10. alte Stadt in Mesopotamien. 11. Wollstoff. 12. Hülsenfrucht. 13. weibl. Vorname. 14. Gebirgspflanze. 15. alkohol. Getränk. 16. hoher Gerichtshof. 17. Familienoberhaupt.

Besuchskarte

F. REDELT
Wien

Was wünscht der Herr?

Auflösung des Kreuzworträtsel

■	L	A	M	M	■	F	L	U	T	■
A	■	L	E	E	■	O	E	L	■	Z
P	A	S	T	E	■	R	I	E	G	E
I	R	E	■	R	O	T	■	M	A	I
S	E	N	I	■	R	■	G	A	S	T
■	■	■	D	O	G	G	E	■	■	■
G	A	L	A	■	E	■	R	O	S	E
E	L	I	■	A	L	L	■	R	A	D
L	A	N	Z	E	■	I	R	E	N	E
D	■	D	U	R	■	D	A	S	■	N
■	R	E	G	A	■	O	T	T	O	■

Auflösung des Kreuzworträtsels

m	a	i		t		a		l	o	b
i	■	l		u		r		i	■	a
a	r	t	u	r	■	e	i	t	e	r
		i	■	i	n	n	■	e		
i	b	s	e	n	■	a	r	r	a	k
		■	h	■	■	■	o	■		
v	a	t	e	r	■	s	t	a	l	l
		w	■	u	r	i	■	n		
e	l	e	n	d	■	l	o	t	t	o
h	■	e		e		b		o	■	s
e	i	d		r		e		n	o	t

Auflösung des Silbenrätsels

Wer eines Menschen Freude stört,
Der Mensch ist keine Freude wert.

1. Wieland. 2. Ernte. 3. Ruder. 4. Erzirum. 5. Ivanhoe. 6. Nashorn. 7. Eros. 8. Schach. 9. Mai. 10. Epos. 11. Neustadt. 12. Streik. 13. Charlotte. 14. Efendi. 15. Nachen. 16. Finte. 17. Rumpf. 18. Eimer. 19. Undine. 20. Donau. 21. Elend. 22. Sahne. 23. Teltow. 24. Oede. 25. Reflektor. 26. Trittbrett.

Auflösung der Besuchskarte

Schneidermeister.

Versammlungskalender

Pfingstfahrt der Touristen nach Ojcow!

Am Sonnabend, den 18. Mai 1929, Abfahrt ab Kattowitz 17.31 Uhr. Sonntagskarte bis Krzeszowice lösen. Von da Marsch durch Krzeszowice Czerna nach Paczaltowice ins Quartier. Sonntags: Marsch, früh 5 Uhr, nach Izklar-Lazy über Beblo-Czajowice nach Ojcow.

Aenderung vorbehalten! Bitte, zwecks Höhlenbesichtigung Lampen nicht vergessen. Bei sehr schlechtem regnerischen Wetter fällt die Tour aus.

Mit kräftigem Gruß Berg frei!

Der Führer.

Bismarckhütte. (Maschinisten und Heizer.) Am Mittwoch, den 22. Mai, nachmittags 4 Uhr, findet in unserem neuen Versammlungslokal, bei Brzezina, die fällige Mitgliederversammlung statt.

Königshütte. (Ortsausschuß.) Sonnabend, den 18. d. Mts., abends 5 Uhr, „Volkshaus", Vorstandssitzung. Alle Vorstandsmitglieder haben zu erscheinen. Andere Einladungen ergehen nicht.

Lipine. (Maschinisten und Heizer.) Am Donnerstag, den 23. Mai, findet abends um 5 Uhr, bei Morawiec eine Mitgliederversammlung statt. Die Kollegen aus Lipine und Umgegend haben hierzu vollzählig zu erscheinen.

Myslowitz. Montag (2. Pfingstfeiertag), den 20. d. Mts., nachmittags 3 Uhr, findet im Vereinslokal Chylinski (Ring) unsere fällige Monatsversammlung der D. S. A. P. statt. Der Wichtigkeit der Tagesordnung wegen ist es Pflicht einer jeden Genossin und jedes Genossen zu erscheinen. Ref. zur Stelle.

Myslowitz. (Gesangverein „Freiheit".) Die Uebungsstunden finden von jetzt ab, nicht mehr Sonntag, sondern jeden Sonnabend, abends 7½ Uhr, in unserem Vereinslokal Chylinski statt.

Die An- und Ummeldungen für die deutschen Minderheitsvolksschulen finden statt

am 21., 22., 23., 24., 25. und 27. Mai 1929

In jeder Gemeinde und in jedem Schulhause muß jetzt die Bekanntmachung aushängen.
Aus dieser Bekanntmachung sind die Anmeldestunden zu ersehen.
Davon muß jedermann sich selbst überzeugen.
Weitere Informationen enthält diese Zeitung.

Freigewerkschaftliche Rundschau

Gewerkschaftlicher Pfingstgeist

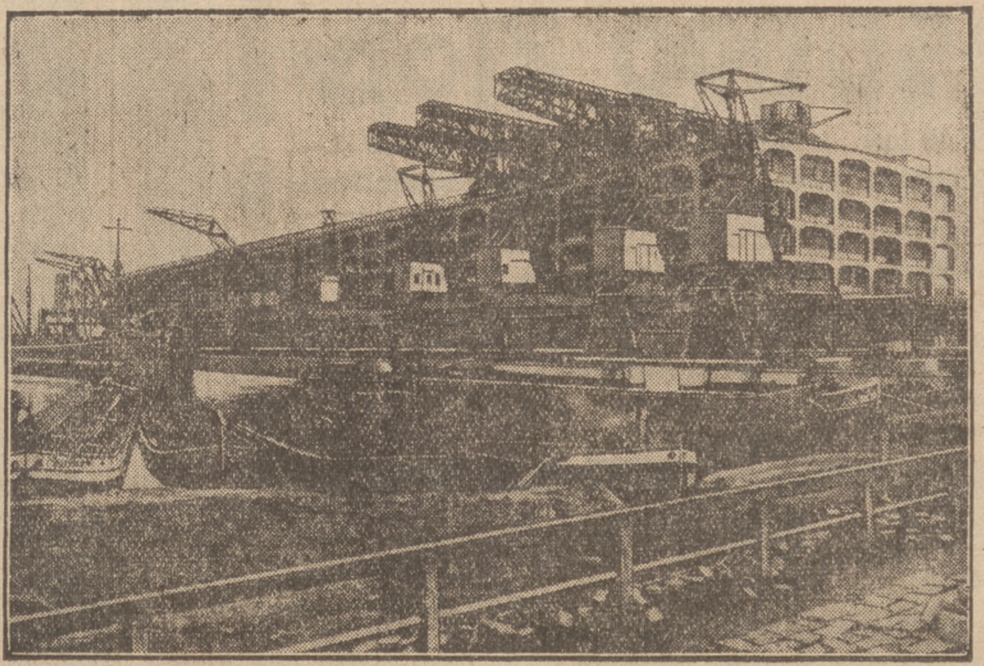
Die großen Arbeitermassen werden in diesem Jahre sehr wenig von einem Pfingstgeist merken, denn statt der so vielfach angekündigten Verbesserungen ihrer Lebenshaltung werden sie Klagen der sorgenden Hausfrauen hören, daß gerade in den letzten Tagen die verschiedensten Lebensmittel wiederum im Preis gestiegen sind. Die Preise steigen, aber die Löhne sind die gleichen geblieben, und das Arbeitspensum wird von Tag zu Tag vergrößert, aus Unkenntnis der eigenen Lage oft von den Arbeitern über ihre physischen Kräfte erhöht, bis es nicht mehr weitergeht und die Verzweiflung ausbricht, die letzten Endes in eine noch schärfere Unterdrückung ausgeht. Der Arbeiter denkt am Pfingstfeste lediglich an die Erholung und an den entgangenen Lohn, der ohnehin so kläglich ist, daß er nur noch ein Hungerdasein gewährt. Von dem schönen Pfingstgeist, der in den herrlichsten Tonarten von den Kanzeln herunterklingt, ist nichts zu merken, das Leben ist unerträglich, ringsum Not und Elend, die von Tag zu Tag größer werden. Und doch finden sich die meisten damit ab, glauben, daß es keinen Ausweg gibt und sie doch schließlich auf den himmlischen Lohn nach dem Tode warten müssen. Der Pfingstgeist war einst bestimmt, der Menschheit eine bessere Zukunft zu bringen, er tat es nicht, weil die Nachfolger Christi es lieber mit den Unterdrückern der breiten Massen hielten, statt diesen schon auf dieser Erde Glück und Wohlergehen zu schaffen. In der jahrhundertelangen Entwicklung sahen die breiten Schichten, die da den Besitzenden untertan waren, daß sie nach anderen Mitteln greifen müssen, wenn sie ihr Dasein verbessern wollen. Aber vereinzelt vermochten sie nichts, geschlossen waren sie eine Macht. Die Entwicklung der modernen Industrie schaffte immer neue Arbeitermassen, die klar erkannten, daß es nicht so weiter geht, daß sie die heutige Weltordnung in Schichten und Klassen scheidet, um sie besser ausbeuten zu können. Dieser Unterdrückung verdankte die Gewerkschaft ihre Entstehung und heute steht fest, daß die Arbeiterorganisationen einen Machtfaktor im Staate bilden, in vielen Ländern sogar die Wirtschaftspolitik beeinflussen. Aber den Gewerkschaften war es nicht allein um die Beeinflussung des Staates zu tun, sondern sie wollen den Menschen erziehen, daß er auch an seine kulturellen Bedürfnisse denkt. Hier stößt er aber gerade auf den Pfingstgeist, der ihn als williges Werkzeug seines Herrn erziehen will, er soll beten und arbeiten, wenn er ausgedient hat, dann wird ihm auch der himmlische Lohn zuteil.

In Oberschlesien sahen wir die Künder des Pfingstgeistes immer an der Seite der besitzenden Klassen, der Klerus hat den oberschlesischen Arbeiter so dumm erhalten, daß er williges Werkzeug seiner Unterdrücker war und blieb. Erst die moderne Gewerkschaftsbewegung zeigte ihm vor mehr als dreißig Jahren den Weg, den er beschreiten muß, wenn er Anteil an den Gütern haben soll, die er schafft. Leider ist die Aufwärtsentwicklung, die in der Vorkriegszeit ihren Anfang nahm, nach der Teilung aufgehalten worden, wir haben wohl heute Gewerkschaftssplitter, aber von mächtigen Organisationen kann kaum gesprochen werden. Die Gewerkschaftler sind arbeitslos geworden oder müssen jenseits der Grenzen des sogenannten Vaterlandes Arbeit suchen, werden als Menschenexport betrieben, an ihre Arbeitsstätte kommen Arbeiter mit geringerer Kultur und Erfahrung und sind so bessere Ausbeutungsobjekte für die Amerikanisierung, die jetzt in Oberschlesien Platz greift, sich aber nicht etwa in der wirklichen Amerikanisierung geltend macht, sondern in der Amerikanisierung der Not und des Elends, welches sich vergrößert, je mehr ausländisches Kapital nach Oberschlesien kommt. Das einzige Kraut, welches hier in die Höhe schießt, das ist die Ausbeutung, verzuckert mit übertriebenem Patriotismus und Chauvinismus, die beide die Arbeiterklasse in feindliche Heerlager trennen und sie zu besseren Ausbeutungsobjekten der internationalen Plutokratie machen. Niemand wird leugnen, daß die oberschlesischer Arbeiterklasse, als sie noch geschlossen dastand, den Kapitalisten manche Vorteile abgerungen hat. Aber schon vor der Teilung wurde den Trägern der Geschmack beigebracht, daß sie nur bei Polen Aussicht auf gute Entwicklung, geringe soziale Lasten und vor allem billige Arbeitskräfte hat. Und diese Versprechungen erfüllen sich bei den Industriellen wirklich, aber die Versprechungen, die man in früheren Zeiten den breiten Volksschichten gemacht hat, bleiben aus. Es erscheint nutzlos, an diese Tatsachen zu erinnern, denn die Weltwirtschaftskrise kennt ihre eigenen Gesetze und diese werden zunächst nicht von den Arbeitern, sondern vom internationalen Kapital diktiert. Aber in anderen Ländern sorgt die Gesetzgebung dafür, daß den Arbeitern wenigstens ein Teil ihrer geschaffenen Güter zugute kommen, wo sie starke Gewerkschaftsorganisationen besitzen und auf die politische Gestaltung Einfluß haben. Davon kann in Oberschlesien keine Rede sein und wird es so lange nicht, so lange die Arbeiterklasse im Nationalismus verharrt, gleichgültig, ob er von deutscher oder von polnischer Seite kommt. Er vertieft nur die Spaltung, fördert die Uneinigkeit in den Forderungen und macht es den Kapitalisten leicht, sich über ihre Wünsche hinwegzusetzen, denn sie stehen ohne Unterschied der Nationalität und Religion geschlossen da und erfreuen sich noch des Schutzes der Regierung.

Es wäre übertrieben, wollte man die Behauptung aufstellen, daß es die Arbeiterklasse anderwärts bedeutend besser hat. Es ist ein volkswirtschaftliches Gesetz, daß man dem Kapitalismus nur soviel abringen kann, als er geben will, daß seine Gewinne nicht geschmälert werden. Die Zeit ist vorbei, daß die Kapitalisten im Dienste des Vaterlandes „Opfer“ bringen, es ist wieder das alte Sprichwort Wahrheit, daß dort, wo keine Gewinne winken, kein Schornstein raucht. Die oberschlesische Industrie hat manche Beispiele aufzuweisen, wie sehr nach diesem Gesetz gehandelt wird. Hier hat der Arbeiter die geringsten Löhne, aber die Aktiengesellschaften schütten nach großen Investitionen und reichlichen Abschreibungen noch immer genügend Dividenden aus, behaupten aber bei allen Forderungen seitens der Arbeiterschaft, daß sie jetzt eben am Ende ihrer Kraft angelangt sind und die Betriebe schließen müssen, denn sie zahlen faktisch zu —, aber an Gewinnen an die Aktienbesitzer. Und die Schiedssprüche der Regierung mit den 5—7 Prozent, sind ja hinlänglich bekannt, als daß über sie noch ein Wort zu verlieren wäre. Dessen müssen sich aber die Arbeiter erinnern, daß sie einen großen Teil Mitschuld haben, daß es so geworden ist.

Wir verkennen keineswegs die gewaltigen Fehler, die von den Gewerkschaften gemacht worden sind, aber es sind schließlich Menschen, die bei verschiedenen Gelegenheiten Opfer gegenüber dem Kapital zuungunsten der Arbeiterklasse machen mußten, weil eben diese breiten Arbeitermassen, in deren Auftrage sie die Forderungen stellten, nur zum geringsten Teil organisiert sind und waren. Der Mangel an Organisationswillen ist es, der den Kapitalisten eine überragende Machtfülle gewährt, weil sie eben wissen, daß die Gewerkschaftsorganisationen gemeinsam einen Lohnkampf von größerer Dauer nicht durchführen können. Denn Finanzen sind nur von großen Massen aufzubringen, und diese fehlen eben den meisten Organisationen. Und ist schließlich der Kampfeswille da, dann finden sich sogenannte Retter, die schnell neue „Organisatiönchen“ gründen, um die Arbeiterklasse noch mehr zu zersplittern, als sie ohnehin schon ist. Hier müssen die Arbeiter den Pfingstgeist suchen, daß nur in der Stärke der Organisation und in ihrer finanziellen Kraft die Wurzel der Macht und des Erfolges verankert liegt. Deshalb, weil die Arbeiterklasse heute geschlagen ist, darf sie nicht verzweifeln, sondern eben diesen Pfingstgeist benutzen, um ihre Organisation zu werben. sie auszubauen und ihr jene Macht zu verschaffen, die notwendig ist, um auch der Arbeiterklasse daraus Vorteile zu sichern.

Mögen die wenigen Stunden der Ruhe, die Pfingsten dem Einzelnen gewährt, dazu beitragen, daß er seine Lage erkennt und sich dessen bewußt wird, daß seine Lebenshaltung in der gegenwärtigen Wirtschaftsperiode nur durch gewerkschaftliches Wirken verbessert werden kann. Aber um dies durchzusetzen, sind eben starke Gewerkschaften notwendig und es braucht nicht besonders darauf verwiesen zu werden, daß diejenigen Organisationen, die da noch den Ausgleich zwischen Kapital und Arbeit als Programmpunkte aufrecht erhalten, für den denkenden Arbeiter nicht in Frage kommen. Darum werbet im Zeichen des Pfingstgeistes für die freigewerkschaftlichen Organisationen, die heute in der ganzen Welt die Träger der Befreiung der Arbeiterklasse sind. —A.



Der größte Speicher des Kontinents

wurde kürzlich in Stettin in Betrieb genommen. Außer seiner Größe ist er auch dadurch bemerkenswert, daß hier zum erstenmal Lösch-, Lade- und Lagerarbeit in einem Gebäude zusammengefaßt sind.

Gewerkschaftliche Fortschritte

Das Jahr 1928 hat den Aufschwung der gewerkschaftlichen Bewegung fortgesetzt. Die im ADGB. zusammengeschlossenen Gewerkschaftsverbände hatten insgesamt am Schlusse des Jahres 1928 4 869 782 Mitglieder. Die Zunahme betrug rund 450 000. Sicher ein guter Fortschritt in einem Jahr, das mindestens zur Hälfte von einer langsam sich entwickelnden Wirtschaftskriese ausgefüllt war. Von den Verbänden selbst veröffentlicht jetzt der Holzarbeiterverband seinen Jahresbericht. Dieser Verband kann über eine günstige Entwicklung berichten. Die Mitgliederbewegung wird durch folgende Ziffern gekennzeichnet: 1926 266 055, 1927 293 835 und 1928 313 544 Mitglieder. Und dies, trotzdem im Jahresdurchschnitt 11,2 Prozent der Verbandsmitglieder arbeitslos waren. Die „Holzarbeiter-Zeitung“ bemerkt dazu: „Es ist ein gutes Zeichen für die Gesundheit unseres Verbandes, daß trotz des sehr hohen Arbeitslosenstandes die Mitgliederzahl sich, wenn auch langsam, so doch andauernd aufwärts bewegt hat.“ Besonders erfreulich hat sich die Zahl der jugendlichen Mitglieder vermehrt. Sie stieg in den letzten drei Jahren von 20 347 im Jahre 1926 auf 25 183 1927 und auf 26 740 Mitglieder 1928. Eine gleich günstige Entwicklung zeigt das Klassenwesen der Organisation. Die Einnahmen der Verbandskasse sind von 9 820 395 Mk. auf 10 847 933 Mk. gestiegen. Weit stärker sind die Ausgaben, nämlich von 5 586 937 Mk. auf 7 521 247 Mk. gestiegen. Einer Steigerung der Einnahmen um 7 Prozent stand eine solche der Ausgaben um 34,6 Prozent gegenüber. Allein für Streikunterstützung mußte die Hauptkasse 2 363 926 Mk. aufwenden, gegen 683 060 Mk. im Jahre zuvor. An Arbeitslosenunterstützung mußten 2,3 Millionen Mk. aufgewandt werden, was eine Steigerung von 1,4 Millionen Mk. bedeutet. Die Lokalklassen entwickelten sich in gleich günstiger Weise. Obwohl der Verband große Summen zur Unterstützung seiner Mitglieder aufwenden mußte, hat das Verbandsvermögen noch eine Steigerung erfahren. — Alles in allem eine solide Aufwärtsentwicklung. Solche Machtfaktoren sind im Wirtschaftsleben nicht mehr zu übersehen.

Die Gewerkschaftsbewegung in Oesterreich

Die österreichische Arbeiterbewegung erfreute sich allzeit des besonderen Interesses der internationalen Arbeiterschaft. Dafür sorgte nicht nur jener kräftige Impuls und jene Aufgewecktheit, die die österreichische Arbeiterschaft auszeichnen, sondern auch ihr Schicksal: ihr schwerer Stand innerhalb der in zahlreiche Nationen zersplitterten österreichisch-ungarischen Monarchie, ihr hartes Los während und unmittelbar nach dem Kriege und schließlich ihr unvergleichlicher Aufstieg aus dem tiefsten Elend zum „Roten Wien“, das heute der Stolz der internationalen Arbeiterschaft ist.

In seiner Broschüre unternimmt es E. Straas, der Redakteur der Monatsschrift der österreichischen Landeszentrale, im Rahmen dieser Entwicklung die Rolle der Gewerkschaften darzustellen. Die verhältnismäßig späte und langsame Verdrängung der handwerksmäßigen durch die fabrikmäßige Erzeugung, die kulturelle Rückständigkeit der Bevölkerung infolge des klerikalen Einflusses auf die Schule, die nationalen Schwierigkeiten in der österreichisch-ungarischen Monarchie und ein besonders gehässiges Unternehmertum haben es den Gewerkschaften ganz besonders schwer gemacht, ihren Apparat aufzubauen und auszugestalten. Angesichts all dieser ungünstigen Umstände wurde die volle Koalitionsfreiheit verhältnismäßig spät erobert, desgleichen kam es verhältnismäßig spät, d. h. auf dem ordentlichen Kongreß des vergangenen Jahres, zur Schaffung einer straff zentralisierten Landeszentrale und einer gewissen Zusammenfassung der früher stark zersplitterten Bewegung in große Verbände mit dem Endziel der großen Industrieverbände. Wer sich über die organisatorischen Umbildungen und Entwicklungen von der kaum mit Statuten ausgestatteten Gewerkschaftskommissionen bis zum Bund der freien Gewerkschaften mit seinen 16 Industriegruppen unterrichten will, greife zur Broschüre von Straas! Er wird darin auch den Weg von der völligen Rechtlosigkeit der Gewerkschaften bis zur allgemeinen Einführung von Kollektivverträgen und ihrer Verankerung im Gesetz betr. die Kollektivverträge finden. Das gleiche Gesetz regelt auch die Schlichtungsfrage, deren Lösung die gleichen Prinzipien zugrunde liegen, wie sie jetzt z. B. in Frankreich angestrebt und wie sie vielleicht das Resultat der Entwicklung in anderen Ländern sein werden: Erschöpfung aller Schlichtungsmöglichkeiten ohne bindenden Schiedsspruch. Auch auf zahlreichen anderen Gebieten hat die Sozialgesetzgebung Oesterreichs eine Stufe erreicht, die die Lektüre der Broschüre von Straas empfehlenswert macht. (Gesetz betr. die Arbeiterurlaube, Angestelltengesetz, Arbeitslosenversicherung, Gesetz betr. den Lehrlingsschutz und die Lehrlingsfürsorge, Inlandarbeiterschutzgesetz, Betriebsräte, Gesetz betr. die Hausgehilfinnen usw.). Endlich wäre ein Ueberblick der im Auslande immer noch wenig bekannten österreichischen Einrichtung der Arbeiterkammern zu erwähnen, ferner ein Kapitel über das Verhältnis zwischen Gewerkschaften und Partei, die Bildungsbestrebungen usw.

Die Broschüre über die österreichische Gewerkschaftsbewegung, die nach der Herausgabe ähnlicher Arbeiten über Belgien, Großbritannien, Schweden und Deutschland die Reihe der vom Internationalen Gewerkschaftsbund über die Gewerkschaftsbewegungen der verschiedenen Länder veröffentlichten Monographien erweitert, zeigt neuerdings, wieviel Aufklärungsarbeit noch geleistet und mit welchem Nutzen deshalb die Schriftenreihe fortgesetzt werden kann.

Das Büchlein von Eduard Straas („Die Gewerkschaftsbewegung in Oesterreich“) sowie alle übrigen Broschüren können bei der Verlagsabteilung des Internationalen Gewerkschaftsbundes resp. ihren Vertretern in den verschiedenen Ländern bezogen werden.

Die ägyptische Gewerkschaftsbewegung entwickelt sich

Im Zusammenhang mit der Ausarbeitung eines Arbeitsgesetzes seitens der Regierung macht sich in Aegypten eine erfreuliche Belebung der Gewerkschaftsbewegung geltend. So organisierte kürzlich die Gewerkschaft der Chauffeure und Mechaniker eine Konferenz, der 10 verschiedene Verbände aus den wichtigsten Städten des Landes beiwohnten, und die Beschlüsse faßte, die für die ganze Gewerkschaftsbewegung von Wichtigkeit sind. Auf besagter Zusammenkunft wurde das vorgeschlagene Arbeitergesetz eingehend behandelt und die Stellungnahme der betr. Gewerkschaften festgelegt. Es wird z. B. verlangt, daß die tägliche Arbeitszeit, die dem Gesetz zufolge neun Stunden betragen soll, auf 8 Stunden herabgesetzt wird. Außerdem wurde beschlossen, den Ministerpräsidenten zu ersuchen, an alle Gewerkschaften des Landes offiziell eine Kopie des Textes des Gesetzes zu senden, um alle Organisationen in die Lage zu versetzen, ihre Haltung zu bestimmen. Endlich wurde beschlossen, für die ganze Arbeiterschaft Aegyptens die allgemeine Feier des 1. Mai anzustreben.

Die Verlobung ihrer Tochter
BERTA-HILDEGARD
mit dem Gewerkschaftssekretär Herrn
SYLVESTER GORNY
beehren sich anzuzeigen.
KARL RICHOLD u. FRAU
Elisabeth geb. Ritschewald

Berta-Hildegard Richold
Sylvester Gorny
Verlobte
Katowice, Pfingsten 1929.